

Abb. 1 / Schaltwerk-Hochhaus der Siemens-Schuckert-Werke in Berlin-Siemensstadt
 Fliegeraufnahme / Im Vordergrund das alte Schaltwerk (vgl. Grundriß in Abb. 4)
 Architekt: Hans Hertlein, Berlin

SCHALTWERK-HOCHHAUS DER SIEMENS-SCHUCKERT-WERKE IN BERLIN-SIEMENSSTADT ARCHITEKT: HANS HERTLEIN, BERLIN

Zu den letzten und besten Bauten, die die Bauabteilung der Siemens & Halske A. G. und der Siemens-Schuckert-Werke in Berlin nach den Plänen und unter der Aufsicht ihres Leiters, des Baudirektors Hans Hertlein, errichtet hat, gehört das neue Schaltwerk-Hochhaus (Abb. 1–8).

Der Bau, der zur Erweiterung des alten Schaltwerkes und zur Herstellung von Groß-Schaltapparaten dient (Abb. 1 und 5 im Vordergrund, Abb. 4 Lageplan), steht mit diesem in so enger Verbindung, daß selbst die Anordnung der Treppentürme, Aufzüge usw. von jenem mitbestimmt ist (Abb. 4). Das Hochhaus wurde November 1926 begonnen, die Bauarbeiten sind im Frühjahr 1928 beendet worden. Der elf Geschosse hohe Bau hat eine Länge von 175 m, eine Höhe von 45 m und eine Breite von 17 m. Der umbaute Raum beträgt rd. 120 000 cbm. Die Forderung nach größtmöglicher Beweglichkeit in der Aufteilung der vorhandenen Arbeitsräume bedingte einen Grundriß, der in der ganzen Länge des Baues freie, durchlaufende Räume ergibt. Deshalb sind auch sämtliche Nebenräume, wie Treppen, Aufzüge, Toiletten, in turmartige Aufbauten vor die Gebäudelfluht verlegt.

Die beiden obersten Geschosse enthalten Büroräume, für die

eine geringere Raumtiefe genügt, so daß beiderseits je eine etwa 2 m breite Terrasse entsteht.

Das Hochhaus ist als Eisengerüstbau errichtet. Die Eisenstützen sind allseitig ummauert und springen nach außen vor, um innen glatte Wände für eine ungehinderte Aufstellung der Werkbänke und freie Durchführung der Heizleitungen (Abb. 7) zu erhalten. Das Mauerwerk ist mit Klinkern verblendet, die Innenstützen mit $\frac{1}{4}$ Stein starkem Mauerwerk ummantelt, die Hohlräume mit Beton ausgefüllt. Die Decken und Treppen sind in Eisenbeton zwischen I-Trägern ausgeführt.

Die beiden östlichen Treppenhäuser enthalten offene Loggien (auf den Abb. nicht sichtbar), um die Treppen gegen Verqualmung bei Bränden zu sichern. Zugleich bieten sie die Möglichkeit, gefährdete Menschen ins Freie zu bringen.

Das Dach ist ein Flachdach, das aus einer Hohlsteindecke mit Torfocum-Isolierung und doppelter Pappauflage besteht, und zwar einer Teerpappe und einer teerfreien Pappe. Darauf liegen für die Benutzung als Dachgarten Eisenbetonplatten, die auf der Unterseite mit in der Richtung der Dachneigung liegenden Rippen versehen sind.



Abb. 2 / Schaltwerk-Hochhaus der Siemens-Schuckert-Werke in Berlin-Siemensstadt

Teilansicht

Architekt: Hans Hertlein, Berlin

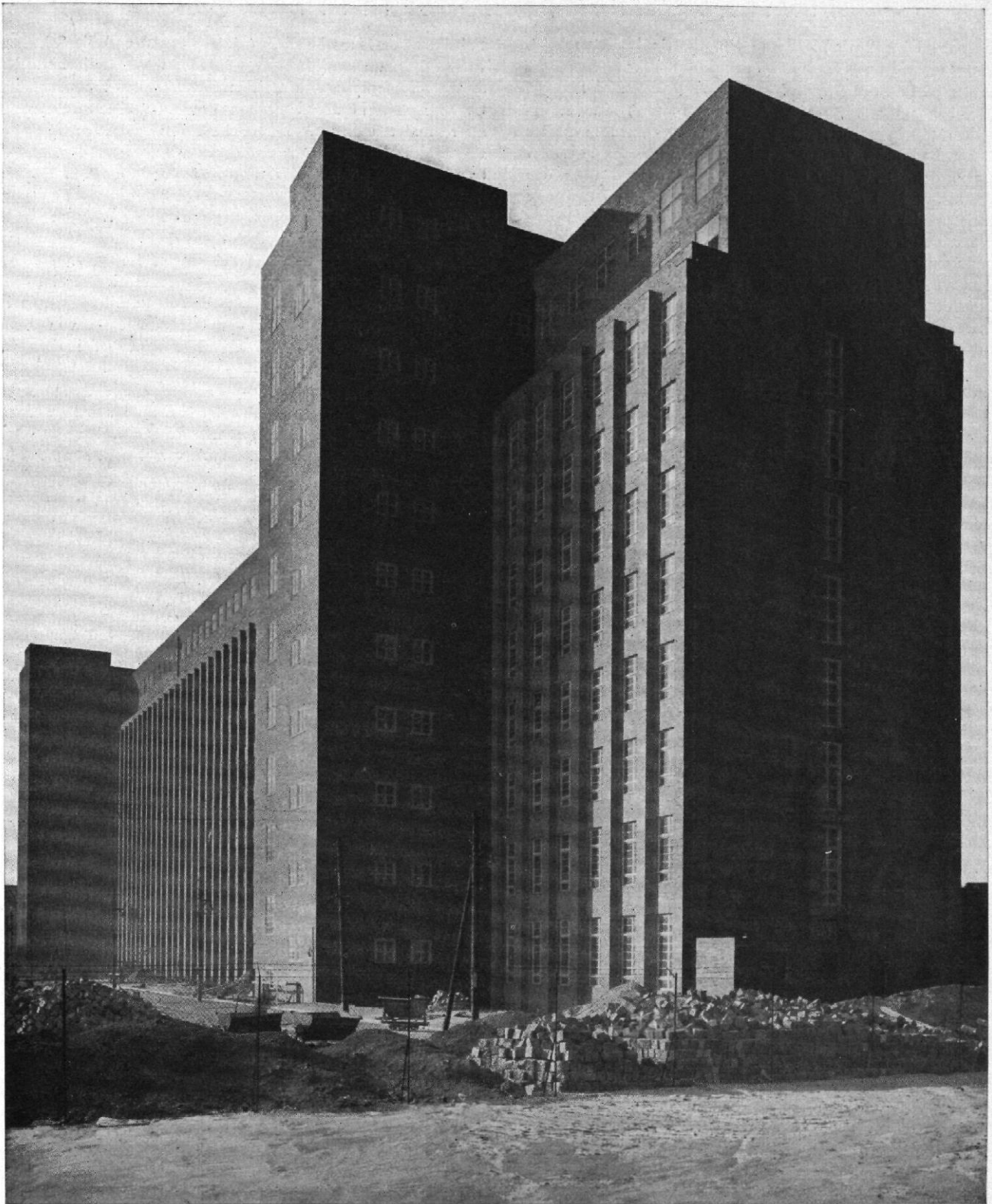


Abb. 3 / Schaltwerk-Hochhaus der Siemens-Schuckert-Werke in Berlin-Siemensstadt

Teilansicht (im Bau)

Architekt: Hans Hertlein, Berlin

BONATZ, HERTLEIN, SCHUMACHER IN LONDON

Unter der Überschrift „Moderne deutsche Baukunst“ schrieb die sonst nicht immer übermäßig deutschfreundliche Londoner „Times“: „In der ‚Architectural Association‘, Bedford Square, befindet sich (vom 30. April bis 19. Mai) eine außerordentlich fesselnde Ausstellung von Photographien moderner deutscher Baukunst, veranstaltet im Zusammenhang mit dem Vortrage, den Dr. Werner Hegemann am 30. April über das Thema hielt. Man gewinnt dort den Eindruck, daß deutsche Baumeister oder deutsche Behörden verständnisvoller als unsere eigenen die Aufgaben unserer Zeit lösen. Den einzelnen Bauten, die man auf der Ausstellung sieht, könnten zwar ähnliche Bauten in England an die Seite gestellt werden; aber in Deutschland scheint die Entschlossenheit, künstlerische Wirkungen aus den Notwendigkeiten der Konstruktionen zu erzielen, geradezu die Regel zu sein.

Bau ganzer Blöcke mit kühnem Vertrauen auf gute Verhältnisse und richtigen Maßstab statt auf angeklebtes Schmuckwerk; das ist vielleicht eine allgemein richtige Beschreibung des Grundsatzes, der auf der Ausstellung zum Ausdruck kommt, und manche der Ergebnisse sind sehr befriedigend. Die Neckar-Kanal-Schleusen von Paul Bonatz (Stuttgart), die elektrischen

Fabriken von Hans Hertlein (Siemensstadt) und die Schule von Fritz Schumacher (Hamburg) sind drei gute Beispiele. Nach diesen Photographien zu urteilen, ist die Zeit der Brutalität und Überladenheit in der deutschen Baukunst überwunden; statt ihrer findet man die Bereitschaft des gesunden Menschenverstandes, die Forderung der Bauaufgabe zu erfüllen, und eine bemerkenswerte Erfinderkraft, wo es sich darum handelt, praktische Erfordernisse auf wirtschaftlicher Grundlage zu künstlerischer Wirkung zu bringen. Die kleineren Wohnungsbauten Deutschlands scheinen heute deutlich Verwandtschaft mit unseren eigenen zu haben.“ (Londoner „Times“, 2. Mai 1928.)

Gelegentlich meines Vortrages in der „Architectural Association“ wurde bei manchen der Lichtbilder deutscher Bauten laut Beifall geklatscht, z. B. bei der Neckarschleuse von Bonatz (vgl. W. M. B. 1928 S. 3), bei Wohnhäusern von Schmitthenner, bei Haus Burgbrochl von Schultze-Naumburg und bei Arbeiten von Schopohl; am längsten wurde wohl bei dem hier in Abb. 3 gezeigten Hochhause von Hans Hertlein geklatscht. Später meldete sich der Leiter einer Londoner Schule und fragte, ob er sich ein Exemplar des Bildes zum Anhängen in seiner Schule verschaffen könne. W. H.

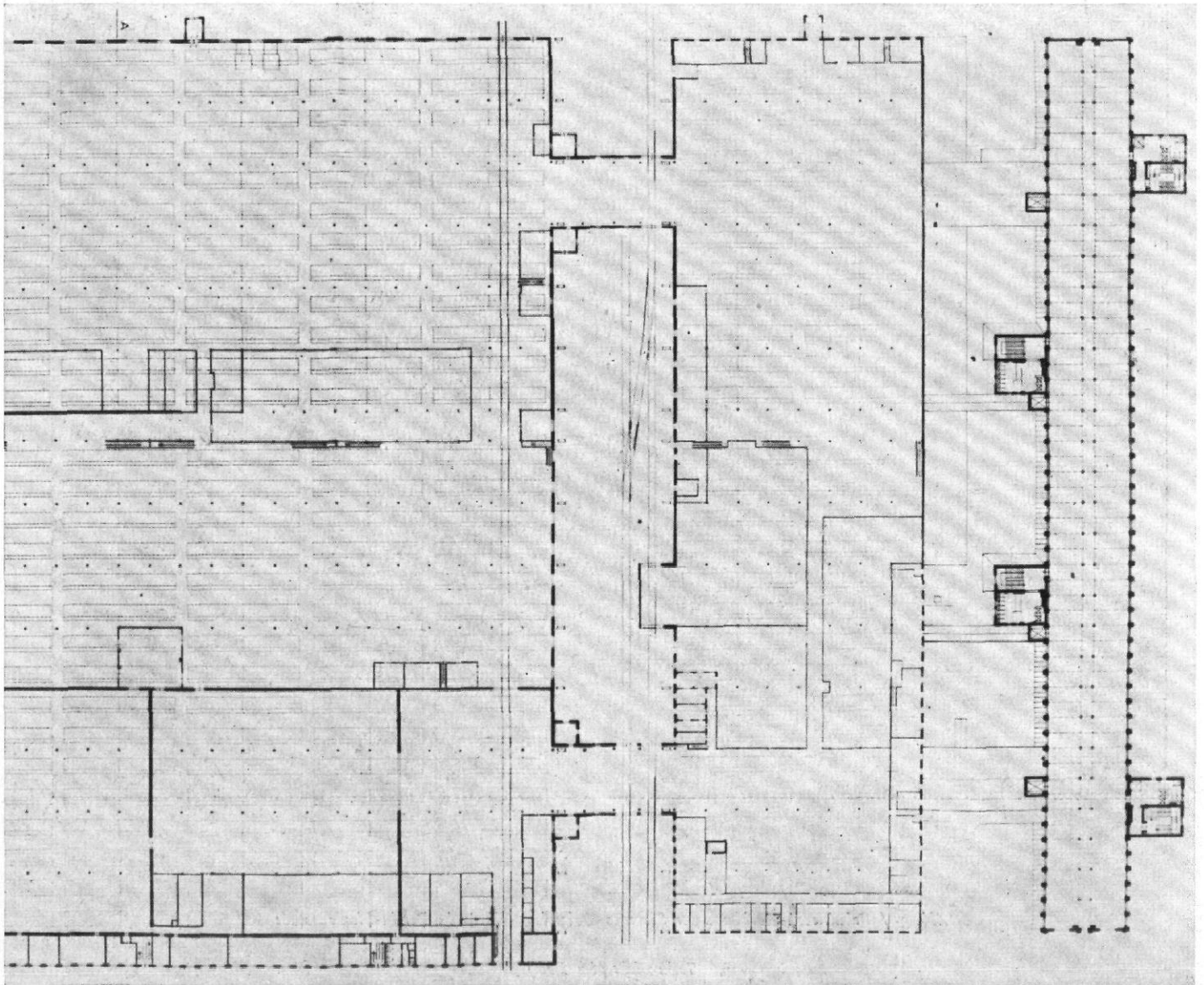


Abb. 4 / Schaltwerk-Hochbaus der Siemens-Schuckert-Werke in Berlin-Siemensstadt / Lageplan 1:1200 / Links das alte Schaltwerk / Vgl. S. 247



*Abb. 5 und 6 / Schaltwerk-Hochbaus der Siemens-Schuckert-Werke in Berlin-Siemensstadt
Oben: Gesamtansicht (vorne das alte Schaltwerk) / Unten: Teilansicht
Architekt: Hans Hertlein, Berlin*

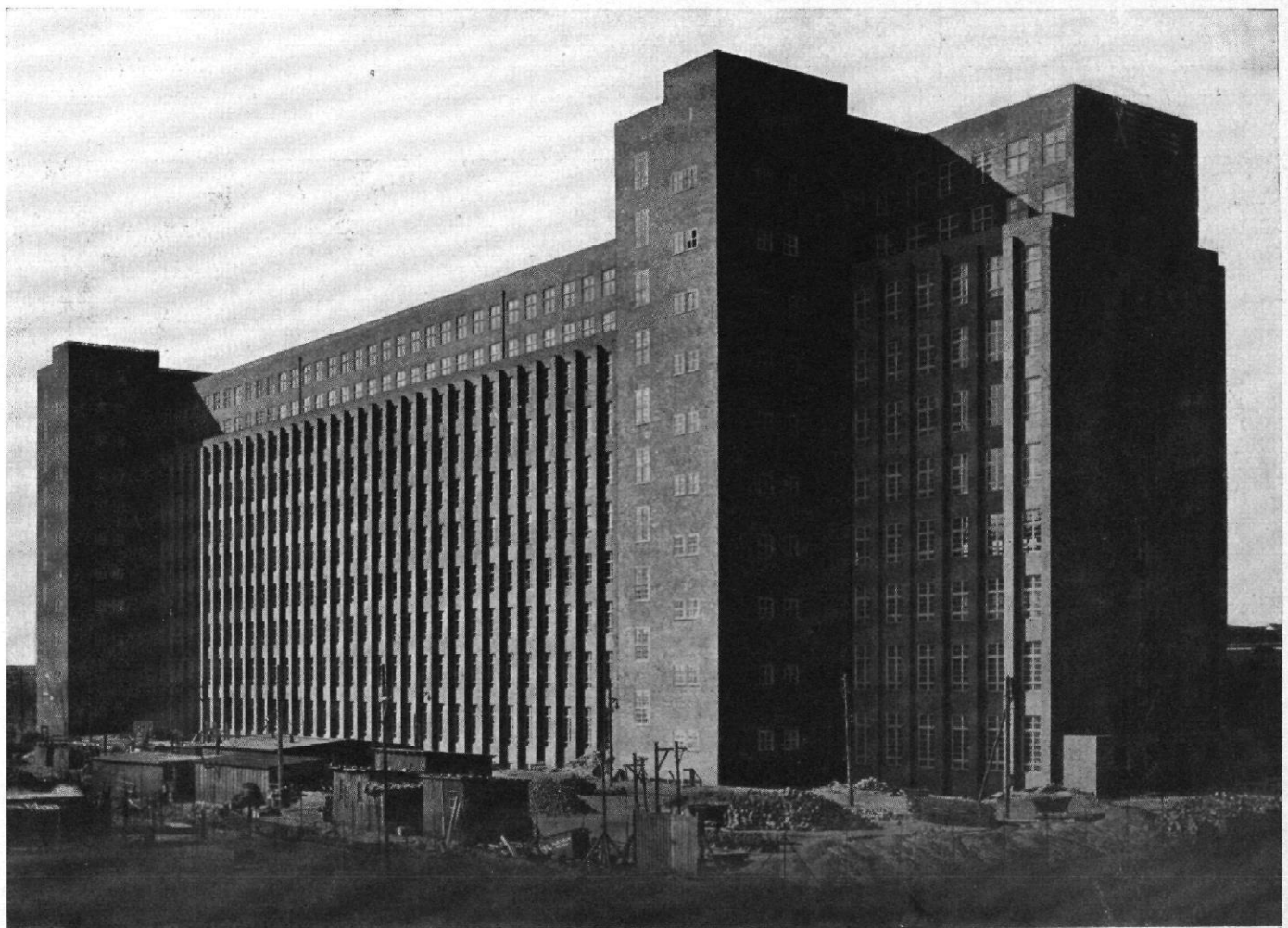
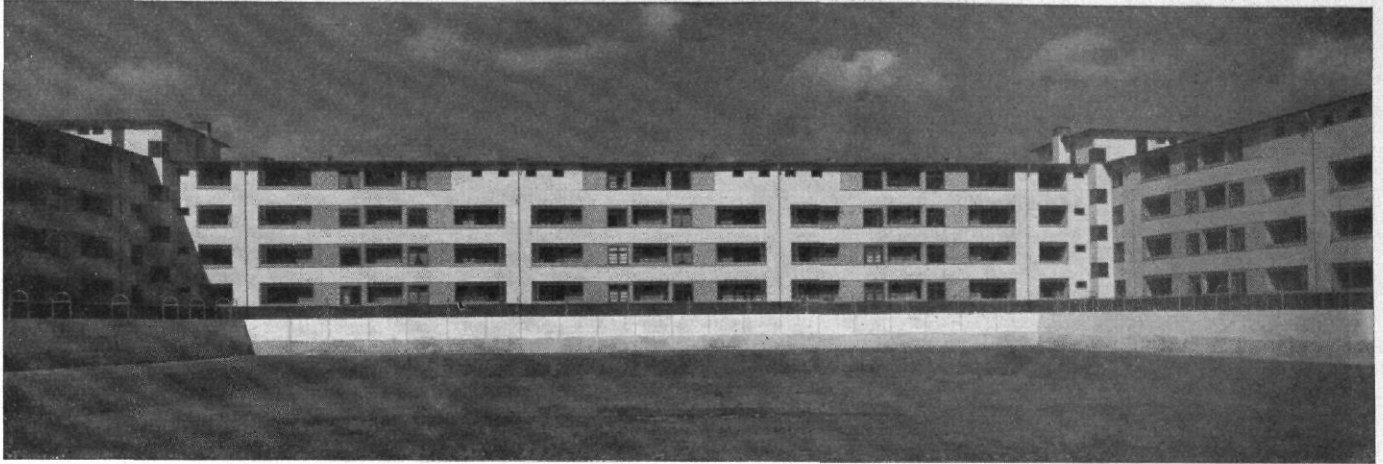




Abb. 7 und 8
Schaltwerk-Hochhaus der Siemens-
Schuckert-Werke in Berlin-Siemens-
stadt / Innenansichten

Architekt:
Hans Hertlein, Berlin





*Abb. 1 / Aus der Siedlung Köln-Kalkerfeld / Architekten: Riphahn und Grod, Köln
Vgl. Abb. 11*

SIEDLUNGEN IN KÖLN

ARCHITEKTEN: RIPHAHN UND GROD, KÖLN

Zu den Bauten der Siedlungen, die hier veröffentlicht werden, senden uns die Architekten folgende Zeilen:

Wir sind Kinder unserer Zeit, die in viel stärkerem Maße sozial fühlt und denkt als irgend eine vergangene. Es ist daher Aufgabe des Architekten, mit ganzer Strenge den Bedürfnissen,

die die heutigen Lebensbedingungen mit sich bringen, gerecht zu werden und dabei künstlerisch das zu leisten, was möglich ist. Massenbedürfnis, Not der Zeit und Gemeinschaftsgedanke führen zum Kollektivbau, der seinerseits wieder den zweckmäßig und liebevoll durchgearbeiteten Typ verlangt. Die Grundlage zum



*Abb. 2 / Aus der Siedlung Köln-Zollstock / Architekten: Riphahn und Grod, Köln
Vgl. Abb. 4*



Abb. 3 und 4 / Aus der Siedlung Köln-Kalkerfeld (oben) und Köln-Zollstock (unten) / Architekten: Ripbahn und Grod, Köln



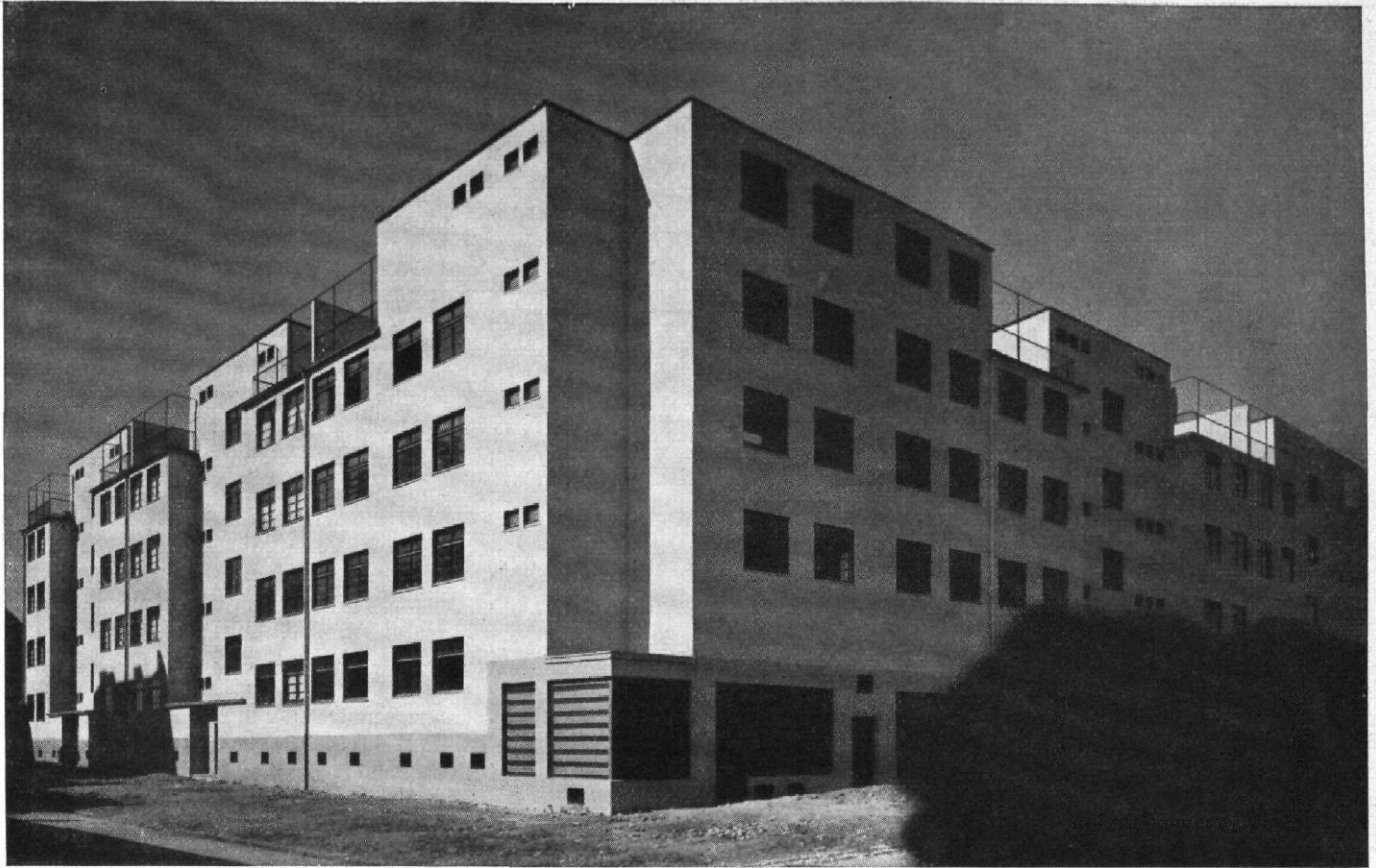


Abb. 5 und 6 / Wohnhäuser Köln-Mülheim (oben) und Siedlung Köln-Zollstock (unten) / Architekten: Ripphahn und Grod, Köln



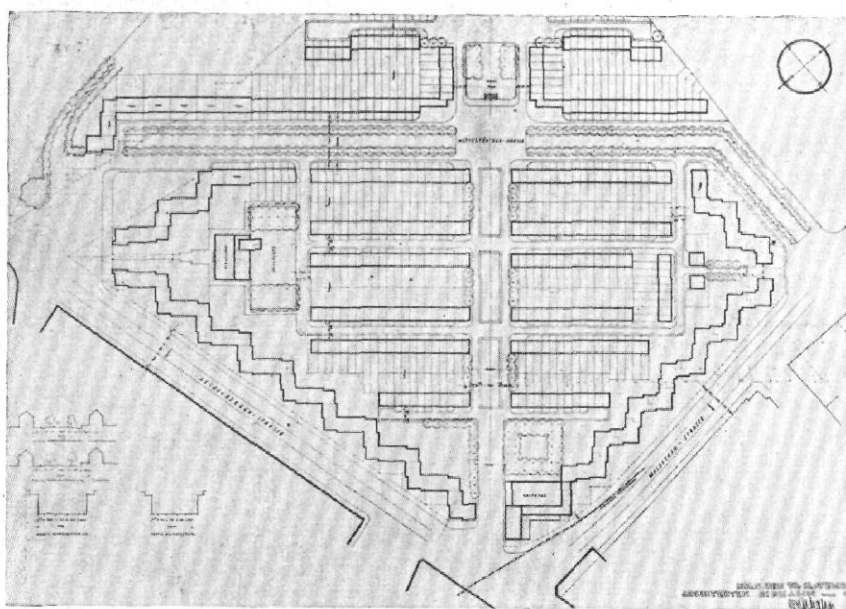
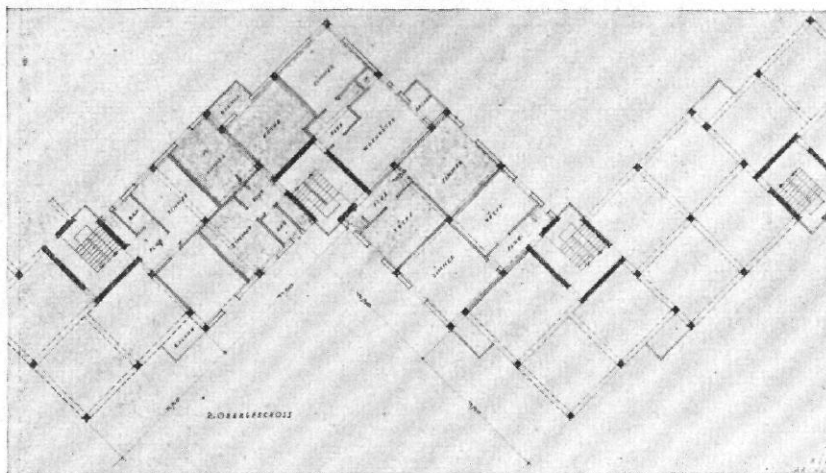


Abb. 7 und 8 / Siedlung Köln-Kalkerfeld / Lageplan 1:5000, darüber Grundrisse der Randbebauung 1:250 / Architekten: Ripbahn und Grod, Köln

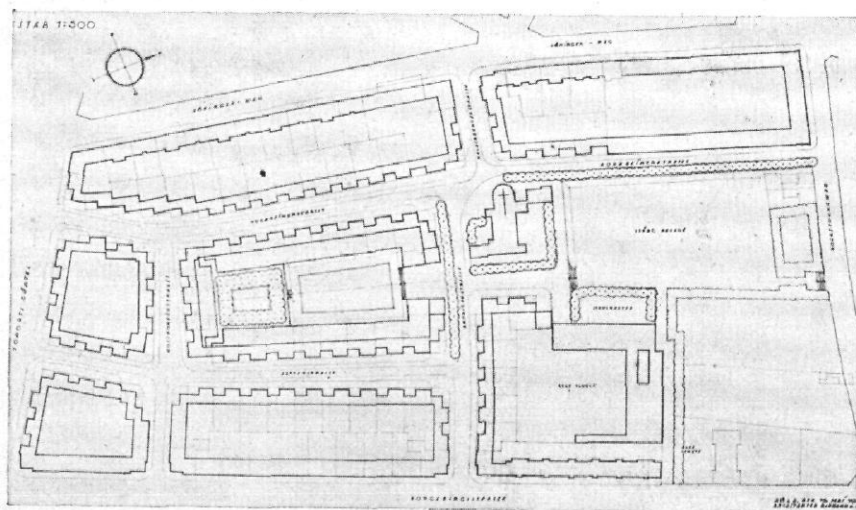


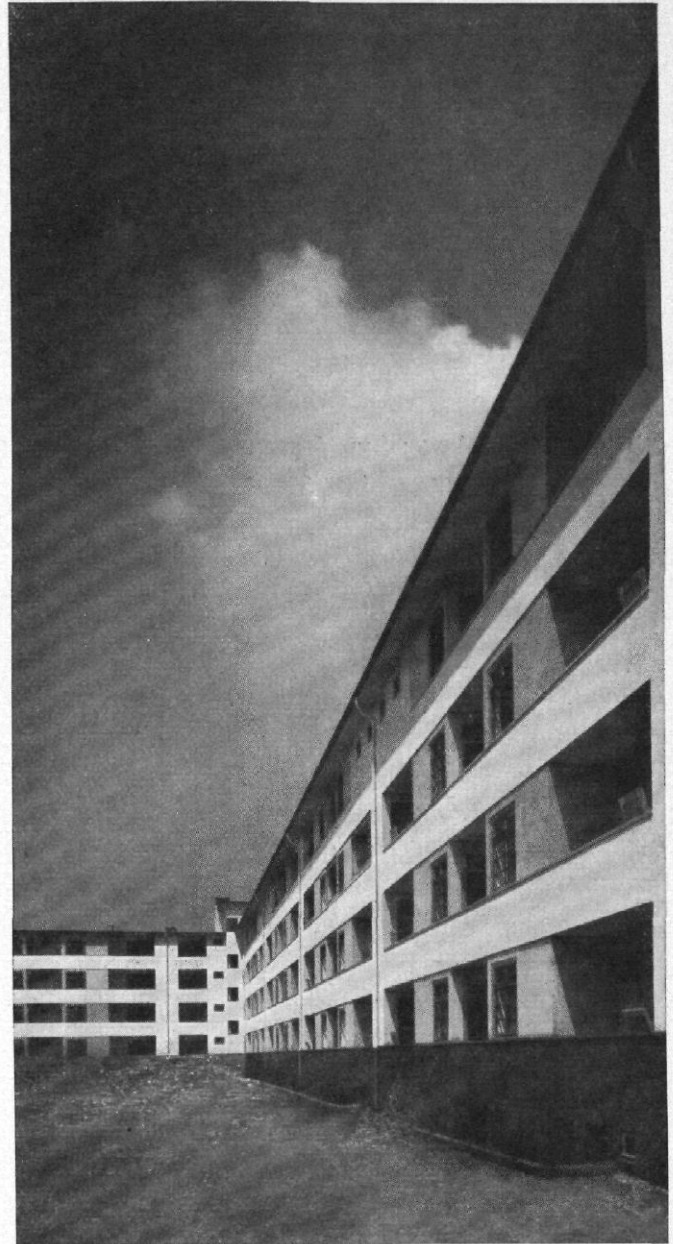
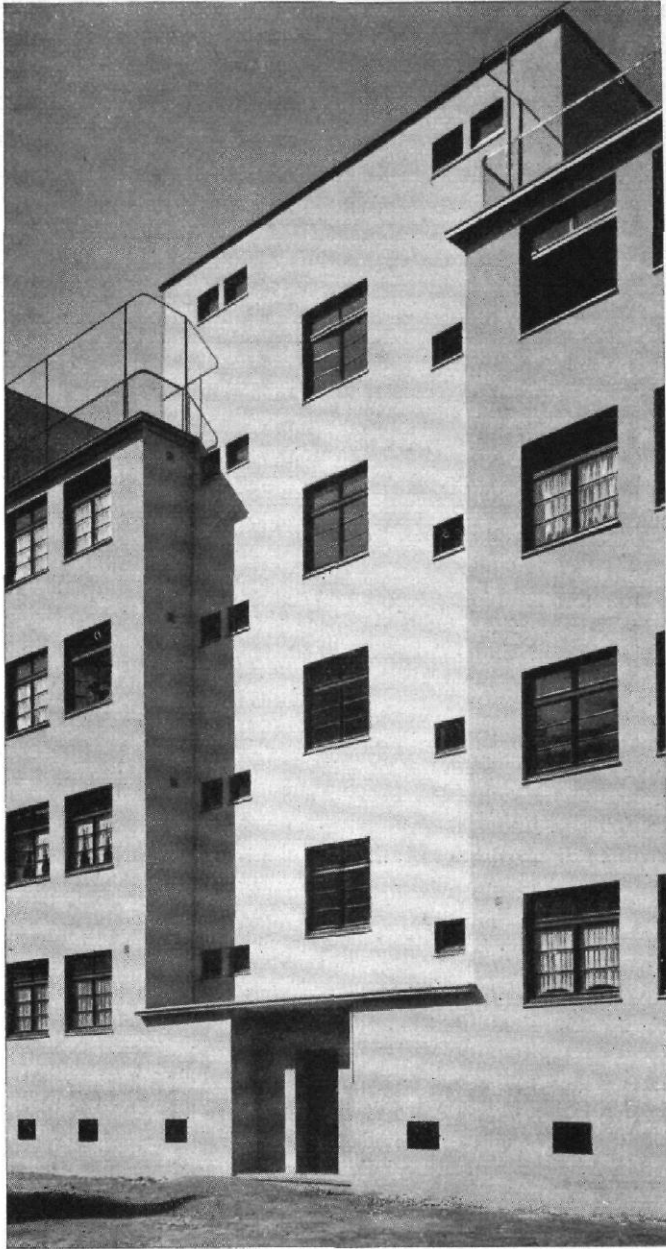
Abb. 9 / Siedlung Köln-Zollstock / Lageplan 1:5000 / Architekten: Ripbahn und Grod, Köln

Ordnen der Typen bildet der Bebauungsplan, in dem gesundheitliche, verkehrstechnische, wirtschaftliche und architektonische Fragen, die nicht voneinander zu trennen sind, zusammenfließen. Nur wenn alle diese mit der städtebaulichen Gestaltung Hand in Hand gehen, werden wieder Städtebilder entstehen, die, aus Situation und Zweck geboren, als Ausdruck unserer Zeit zum Erlebnis werden.

BEMERKUNGEN ZU DEN MIET-HÄUSERN IN KÖLN, NÜRNBERG, MANNHEIM UND BERLIN.

(ABBILDUNGEN S. 249—53, 263—72)

Wer die auf S. 263—267 abgebildeten Nürnberger Häuser und die auf S. 249—253 abgebildeten Häuser in Köln nicht selbst sehen und vergleichen konnte, wird fragen dürfen, ob es rein sachliche Gründe sind, die in Köln dazu geführt haben, die Häuser teilweise mit weit überstehenden Gesimsen (vgl. S. 250, oben), teilweise mit ganz knappen Gesimsen (vgl. S. 251, oben) abzudecken. Immerhin sind die verschiedenen Abdeckungen in Köln nicht innerhalb derselben Siedlung gemischt. Auch die Verwendung des flachen Daches ist in der Kölner Siedlungen einheitlich durchgeführt. Bei den Nürnberger Häusern wird man fragen dürfen, ob die Mischung von Steildächern und Flachdächern (vgl. S. 265) nicht ein unbehagliches Gefühl des Widerspruchs zwischen verschiedenen technischen Auffassungen verursacht. Wenn trotzdem die Nürnberger Siedlung auf manchen Ansichten ruhiger wirkt (ausnehmen möchte ich Abb. 12 S. 267), ist das wahrscheinlich vor allem aus dem Fehlen der leicht klaffend wirkenden Loggien und der stark überkragenden Balkone (vgl. S. 250—251) zu erklären, die die Bewohnbarkeit der Kölner Siedlung erhöhen. Wenn auch in Köln mit verschiedenartigen Dachüberständen gespielt wurde, so ist jedenfalls die zweifelhafte Logik vermieden, die in Mannheim (vgl. S. 271 unten) dazu führte, das oberste Geschoß mit ganz knappem Gesims abzudecken, um dann unter dem obersten Geschoß ein weit ausladendes Gurtgesims um den Baublock zu führen. Glücklicherweise ist die Wirkung eines Baues nicht immer von seiner Logik abhängig; der Mannheimer Erlenhof wirkt von vielen Standpunkten aus sogar stattlicher als auf den hier gezeigten Bildern. An den Nürnberger, Kölner und Mannheimer Häusern sind jedenfalls so weitgehende Zugeständnisse an die Tagesmode vermieden, wie sie bei der Berlin-Steglitzer Gruppe (vgl. S. 268) mit ihren verschiedenartigen Dreieck- und Sechseckfenstern oder Fensterbekrönungen gemacht wurden. Die ebenfalls so modernen starken Horizontalbetonungen des Mittel-Risalites gaben im Berlin-Steglitzer Beispiel Gelegenheit zu geschickter Eingliederung der Treppfenster. Wenn man auch diese Leistung wieder mit einem anspruchsvollen Maßstabe messen will, kann man sie vergleichen mit den im vorigen Heft (S. 201—202) abgebildeten Kopenhagener Bauten Kay Fiskers, auf deren Schauseiten der Wechsel

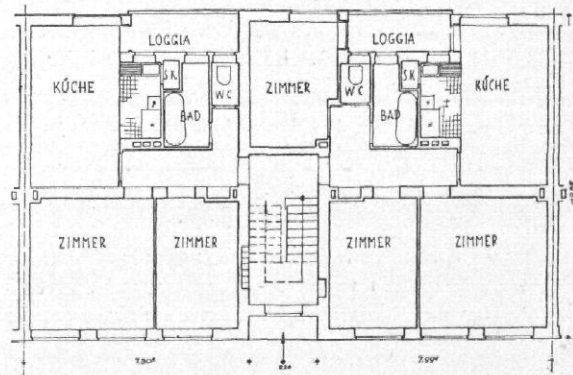


zwischen Zimmerfenstern und Treppenhausefenstern zu einer unübertrefflich einfachen und geradezu klassisch klaren Lösung geführt wurde. Gerechterweise muß wieder zugegeben werden, daß das Fehlen von Loggien und Balkonen die bewundernswürdige Kopenhagener Lösung erleichterte.

In der Gesimsfrage erhielt ich unlängst einen Brief von J. J. P. Oud, in dem er schrieb: „Wollen Sie nicht einmal in W. M. B. Ihre Meinung sagen zu den gesimslosen Schulen Schmitt-henners?“ (Vgl. W. M. B. 1928 S. 30/31.) Zu dieser Frage bat ich Schmitt-henner um eine Äußerung, der antwortete: „Die Schule hat ein Gesims, so knapp wie es dieser Kasten und die Konstruktion bedingen. Es kommt auch nicht darauf an, ob ein Gebäude ein größeres oder kleineres Gesims hat, sondern darauf, daß aus der Naht jene bekannte Tugend gemacht wird, die man dann Architektur nennt.“ Die Zeichnung Schmitt-henners, deren Wiedergabe vielleicht auch andere Leser irreführt hat, ist im Maßstabe 1:800 abgebildet. In diesem Maßstab mißt auch ein stark ausladendes Gesims nur den Bruchteil eines Millimeters.

W.H.

Abb. 10 bis 12 / Links: Wohnhäuser in Köln-Mülheim / Vgl. Abb. 5
 Rechts: Aus der Siedlung Köln-Kalkerfeld / Vgl. Abb. 1
 Unten: Grundriß 1:250 aus der Siedlung Köln-Zollstock / Vgl. Abb. 4
 Architekten: Ripabn und Grod, Köln



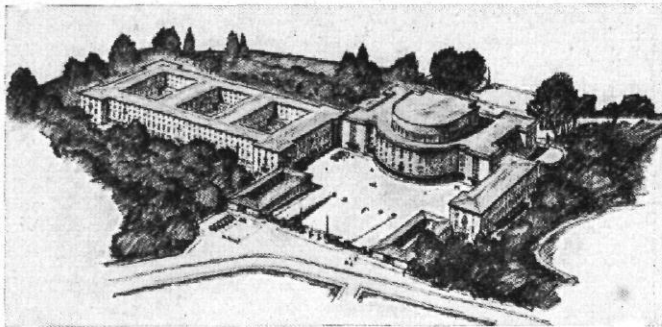


Abb. 1 / Wettbewerbsentwurf von Bonatz und Scholer, Stuttgart, für den Genfer Völkerbund-Palast

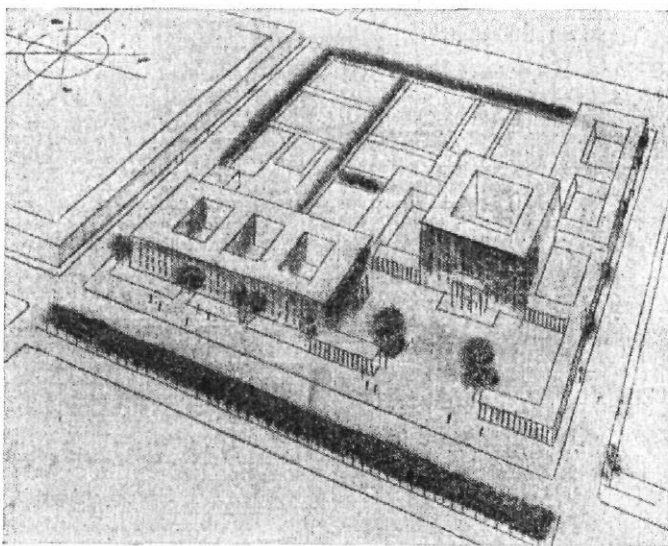


Abb. 2 / Wettbewerbsentwurf von Pinno und Grund, Dortmund für das Landesfinanzamt und Polizeipräsidium in Düsseldorf

PLAGIAT?

Vom Rhein wurden die beiden nebenstehenden Abbildungen eingesandt: Bonatz und Scholer, Wettbewerbsentwurf für den Völkerbund-Palast und ein später entstandener Entwurf für das Polizeipräsidium in Düsseldorf. Der Einsender bittet um eine Äußerung zu der Frage: „Handelt es sich hier um Plagiat?“ In früheren Jahrgängen von „Wasmuths Monatsheften für Baukunst“ wurde die Frage des Plagiats wiederholt behandelt (vgl. z. B. 1925 S. 179 u. 358). Es sei auch hier wieder darauf hingewiesen, daß jeder griechische Tempel einmal das Plagiat eines Vorgängers gewesen ist, und daß der Kölner Dom die Nachahmung eines französischen Vorbildes war. Anatole France sagte: „Wie abgeschmackt ist dieser Streit um Plagiate, den das alte 19. Jahrhundert mit seiner berühmten Sucht originell zu sein erfunden hat. Früher gehörten alle Dinge aller Welt, und jeder nahm das Gute dort wo er es fand.“ Jeder gute Gedanke verdient, nachgeahmt zu werden. Wenn Bonatz und Scholer mit ihrem guten Gedanken in Genf nicht durchdrangen, ist zu hoffen, daß ihre Nachahmer in Düsseldorf mehr Glück haben. In W. M. B. 1926 S. 514 wurde eins der häufigen Beispiele ge-

zeigt, wie zwei ganz ähnliche Gedanken unabhängig voneinander entstanden sind. Sollte bei den hier gezeigten Projekten der Düsseldorfer Entwurf eine Nachahmung des Genfer Entwurfes sein, wird man vielleicht sagen können, daß die Nachahmung das Vorbild in einer Hinsicht übertrifft. Das konvexe Vorquellen des großen Mittelbaues im Bonatzschen Entwurf läßt rechts und links Winkel, die im Düsseldorfer Entwurf vermieden sind.

W. H.

ZUR AUSSTELLUNG
„HEIM UND TECHNIK“
IN MÜNCHEN

Über die Ausstellung „Heim und Technik“, die am 25. Mai 1928 eröffnet wurde, berichtet uns Baurat Alexander Klein, daß sie voll interessanten Materials und studierenswerter Dinge sei. Baurat Klein hat dort selbst eine Musterwohnung eingerichtet. Das Ausstellungsprogramm beschäftigt sich mit allen Fragen der Wohnung, der Beleuchtung, Heizung, Koch- und Küchenanlagen, Kalt- und Warmwasserversorgung, Kältetechnik im Hause, Reinhaltung der Wohnung, Kleinbauten und Gärten und vielem anderen. Ausführlicheres darüber möchten wir später veröffentlichen. Ein pessimistischer Münchener allerdings schreibt uns: „Im großen und ganzen ist die Ausstellung dürftig und höchst diskutabel. Man merkt an allen Ecken und Enden, daß es sich nur darum handelte — koste was es wolle — eine Ausstellung zu machen. Die Hauptsache scheint die Eröffnungsfeier mit Fanfaren und Glockenläuten und das ‚Tongemälde Heim und Technik‘ zu sein. Das Programm der Eröffnungsfeier kündigte an: ‚Um 3.45 Uhr werden die Flugzeuge über die Ausstellung Heim und Technik Blumensträußchen abwerfen und so in sinnvoller Weise die Eröffnungsfeier einleiten: Flugzeuge als Symbole der neuzeitlichen Technik und die Blumen als Verkörperung der Kräfte des Gemüts, die im Heim ihren stärksten Hort haben. Fanfaren werden um 4 Uhr den Beginn der Feier in der Halle I verkünden.‘ Um 4.10 Uhr brachte das große Orchester das ‚Tongemälde Heim und Technik‘ zum Vortrag, worin musikalisch über Feindschaft und Freundschaft zwischen Heim und Technik debattiert wurde. Im Programm hieß es darüber: ‚Vier Hörner leiten das Tongemälde ein und bringen sofort das Einleitungsmotiv (Annäherungsmotiv). Als kontrastisches Gegengewicht sträuben sich in kurzem, rhythmisch straffem Oppositionsmotiv (zweites Hauptmotiv — presto) Hörner, Trompeten, Posaunen und Tuba gegen sofortige Gemeinsamkeit. Die beiden ersten Hauptmotive (Gemeinsamkeit und Oppositionsmotiv) mischen sich in das Freundschaftsmotiv, die Streichinstrumente sind bald dafür, bald dagegen und lassen sich locken, musikalisch ausgedrückt durch pizzicato, bis ein Beckenschlag den Sieg des Freundschaftsmotivs ankündigt, das vom gesamten Orchester *maestoso* gespielt wird.‘ Dann folgten drei Festreden und dann wieder ‚Fanfaren und Glockenläuten.‘ Um 8 Uhr gab es ein großes ‚Volksfest‘, um 8.45 Uhr ‚begalische Beleuchtung‘, um 9.20 Uhr das ‚Festfeuerwerk Heim und Technik‘, worüber es im Programm hieß: ‚Dieses Feuerwerk wird alle bisherigen an Umfang und kunstvoller Ausführung übertreffen. Es ist auf den Gedanken der Ausstellung Heim und Technik eingestellt. Eine große Fronte wird das Wort Willkommen in feurigen Buchstaben von 20 m Höhe vorführen und so alle Kreise der . . .‘ usw. usw.. Unser Berichterstatter, dem es augenscheinlich schwer rechtzumachen ist, schließt mit dem Ausruf: „Hurrah!“

GEGEN DIE „INFLATIONS-ARCHITEKTUR“ IN HOLLAND

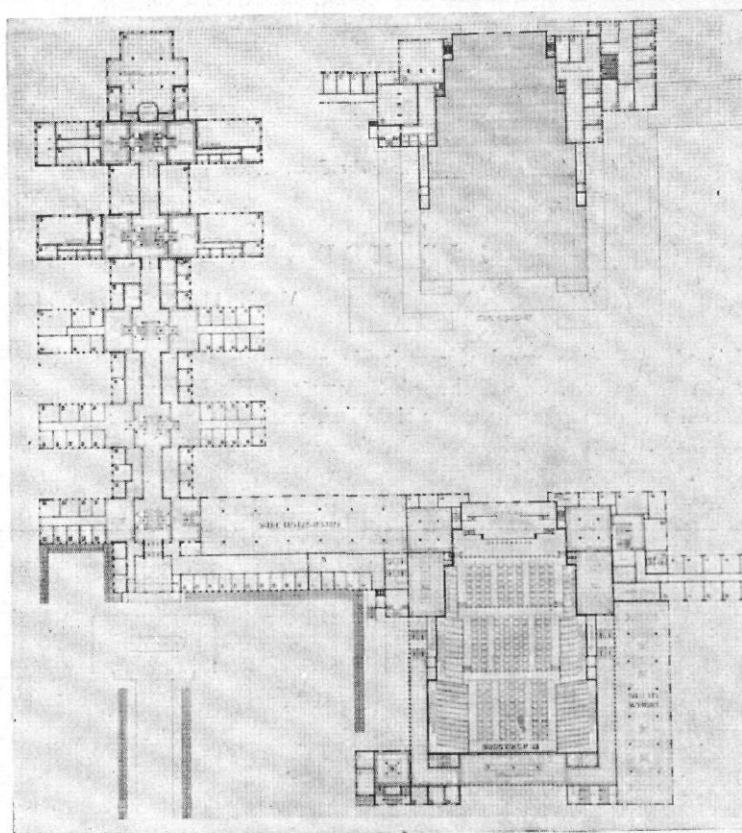
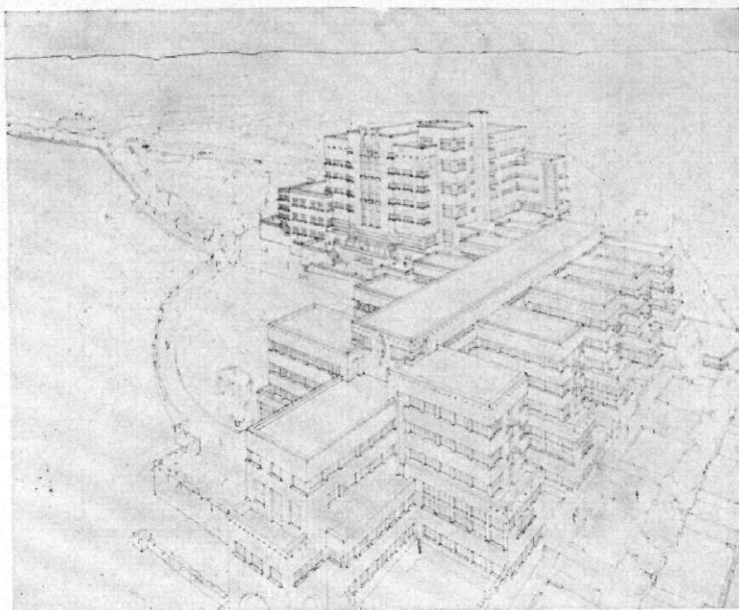
Stadtbaurat J. M. de Casseres in Beverwyk (Holland) sendet uns folgende Zeilen, die im Wortlaut wiedergegeben seien:

„Hiermit nehme ich mir die Freiheit, Ihnen ein Beispiel holländischer Architektur zu schicken, welche Ihnen die Gegenbeweise liefern soll von die von Ihnen mit vollem Recht verabscheulichte Inflations-Architektur in Holland. Ich möchte Sie darauf hinweisen, daß bei uns unter den Jüngeren eine Strömung gegen diese schlechte Romantik besteht. Die holländischen Bauzeitschriften sind aber in Händen der Amsterdamer Richtung. Wir fanden deshalb keine Veranlassung unser Projekt für den Völkerbundpalast in Genf zu publizieren, und werden uns freuen, wenn Sie Einliegendes in Ihrer Zeitschrift aufnehmen können. Die beigehende Beschreibung wird die notwendige Erläuterung geben.“

Dem erwähnten französischen Erläuterungsbericht entnehmen wir folgendes:

„Da der Völkerbund ein Ergebnis vernunftgemäßer Überlegungen ist, ist es auch der beifolgende Entwurf (Abb. 1 und 2). Eine schlichte Formgebung ist aus diesem Grunde besser als ein Aufwand von Einzelformen. Unter diesen Gesichtspunkten ist das hauptsächlichste Ziel unserer Arbeit die restlose Erfüllung des Bauprogramms, eine bequeme Lage der Gebäude, größte Wirtschaftlichkeit und klare Raumanordnung... Die gewählte Anordnung der Gebäude erlaubt die Anlage eines weitläufigen Gartens, was bei dem unebenen Gelände einen großen Vorteil bietet... Die Anlage muß besonders leichte Zufahrtsmöglichkeiten bieten; vor allem erfordert das Sekretariat große Sorgfalt bei der Verteilung der einzelnen Abteilungen usw... Das Sitzungsgebäude wendet seine Hauptansicht dem Genfer See zu... Auf der Landseite ist der Große Saal von zusammenhängenden Wandelhallen umgeben, die ein unbehindertes Kommen und Gehen gewährleisten und gleichzeitig den Saal gegen die Außenwelt völlig abschließen. Auf der See-seite tritt der Sitzungssaal in der Schauseite beherrschend in Erscheinung... Bei dem Generalsekretariat ist jeder Innenhof als unpraktisch und nicht wirtschaftlich (*incommode et anti-rationelle*) vermieden. Die gewählte Grundrißanordnung gestattet bei geringer bebauter Fläche die Anordnung aller Räume an den Außenwänden.“

Abb. 1 und 2 / Wettbewerbsentwurf für das Völkerbundsgebäude in Genf / Architekten: De Casseres und Merkelbach, Beverwyk



ERGEBNISSE DER FRUCHTBAREN KRITIK AM WETTBEWERBE FÜR DIE BAU-AUSSTELLUNG BERLIN 1930

Dem „Aufruf zur fruchtbaren Kritik am Wettbewerbe für die Bau-Ausstellung Berlin 1930“, den die Schriftleitung des „Städtebau“ in Heft 3 veröffentlichte, hatten im ganzen 80 Architekten Folge geleistet. Werner Hegemann bespricht diese Arbeiten unter Beigabe einer großen Anzahl von Abbildungen in dem dieser Tage erscheinenden Doppelheft des „Städtebau“ (Einzelpreis 4,50 Mk.). Ebenso wird das Ergebnis des Wettbewerbes um die Bau-Ausstellung Berlin 1930 besprochen.

Als Hauptstück bringt das Heft aus der Feder des Stadtbaurates Schäfer, Hameln, einen Aufsatz über „Die Brücke im Stadt- und Landschaftsbilde“. Hat man bisher die Gestaltung der Brücke teils unter dem Gesichtspunkt der überhaupt möglichen Anzahl ihrer Formen (vgl. Paul Zucker: „Die Brücke“, Verlag E. Wasmuth A. G. Berlin) teils im Sinne des Natur- und Heimatschutzes behandelt, so wird hier die Brücke ohne Rücksicht auf Material in ihrem formalen Verhältnis zur Landschaft untersucht. Die Gestaltungsgrundsätze und Gestaltungsformen werden durch eine große Anzahl Abbildungen belegt. Weiter kommt u. a. der Wettbewerb um die große Rheinbrücke Köln-Mülheim zur Besprechung, in dem es sich auch um die Frage der Brückengestaltung handelt.

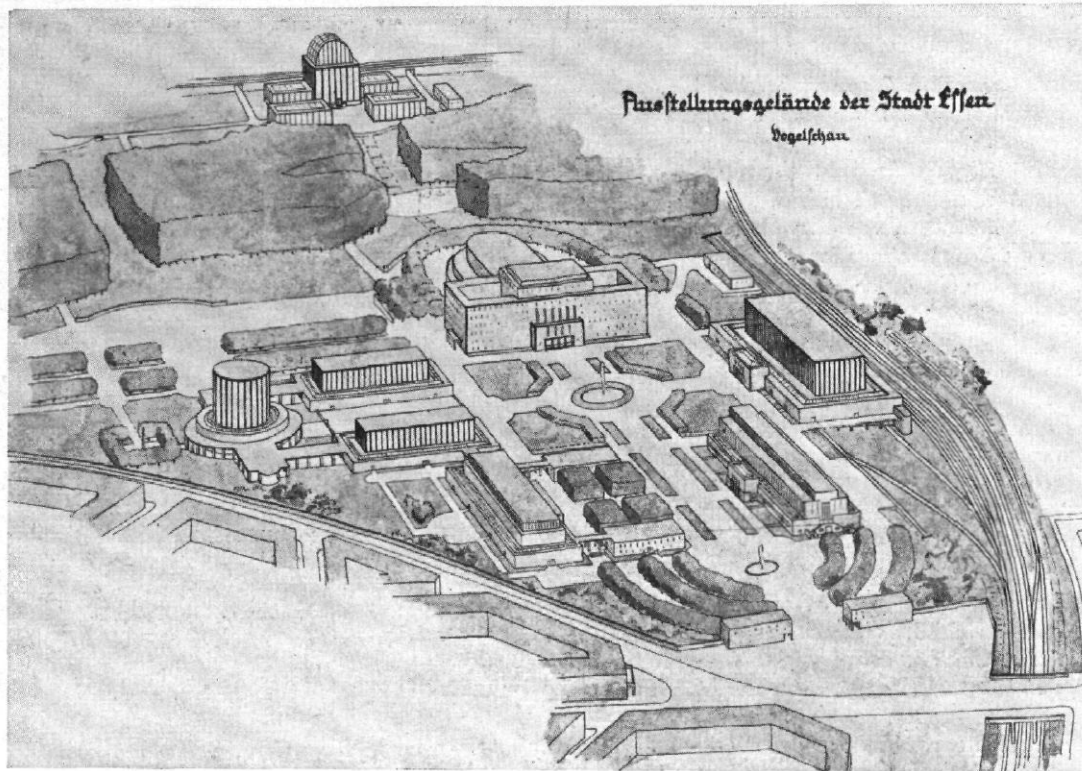


Abb. 1 / Ausstellungsgelände der Stadt Essen / Rechts im Vordergrund die Halle, die in Abb. 2 bis 11 wiedergegeben ist
Architekt: Josef Rings, Essen

DIE MODERNE STADT UND DIE NACHT

VON HANS CÜRLIS BERLIN

Die alten Bauten wurden, soweit sie außen sichtbar sind, für den Tag gebaut. Mondlicht gab Stimmung. Die Bauwerke schlofen mit dem Menschen, der sie schuf, nach Einbruch der Dunkelheit. Dem Menschen war der Sonnenaufgang kein „Erlebnis“. Ging er nicht gleich schlafen, dann zog er sich in seinen

Bau zurück und schloß nach außen alles ab. Der Feierabend galt ihm wörtlich. Das wenige Licht, das er zu entzünden hatte, sammelte er in der Stube. Es hatte außen nichts zu suchen, und niemand hätte außen Verwendung dafür gehabt.

Aus Gründen, die mit Bauen nichts zu tun haben, wurde

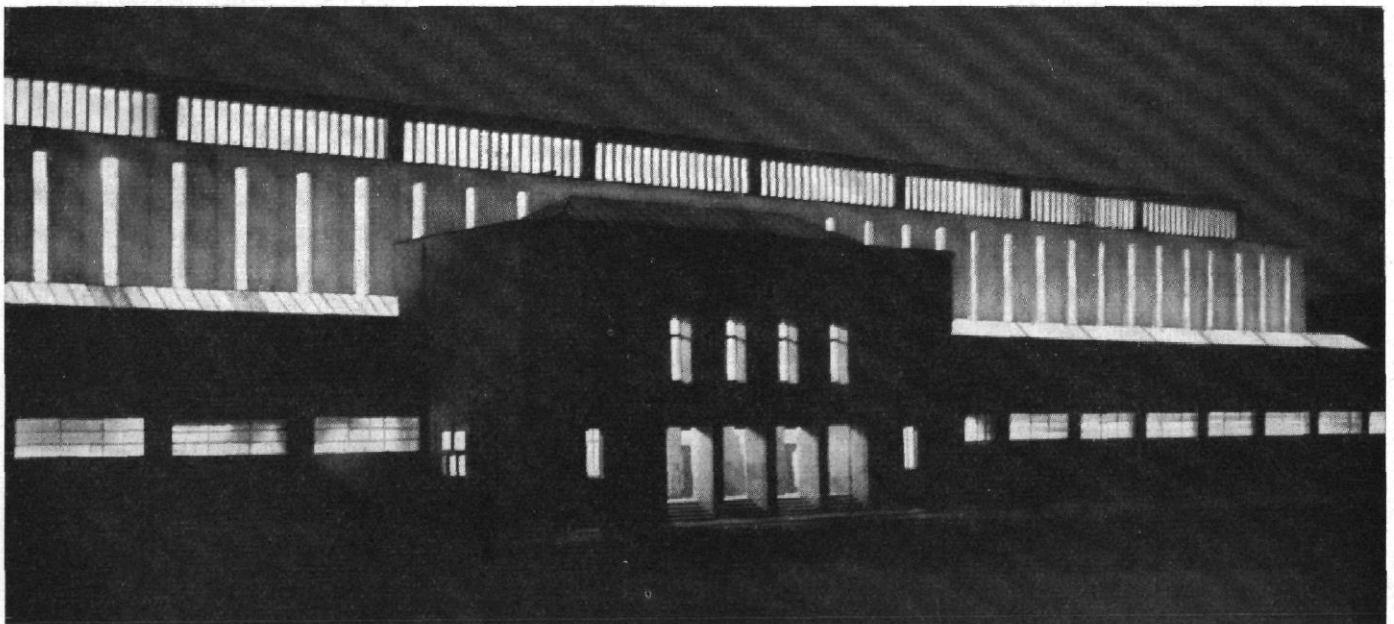
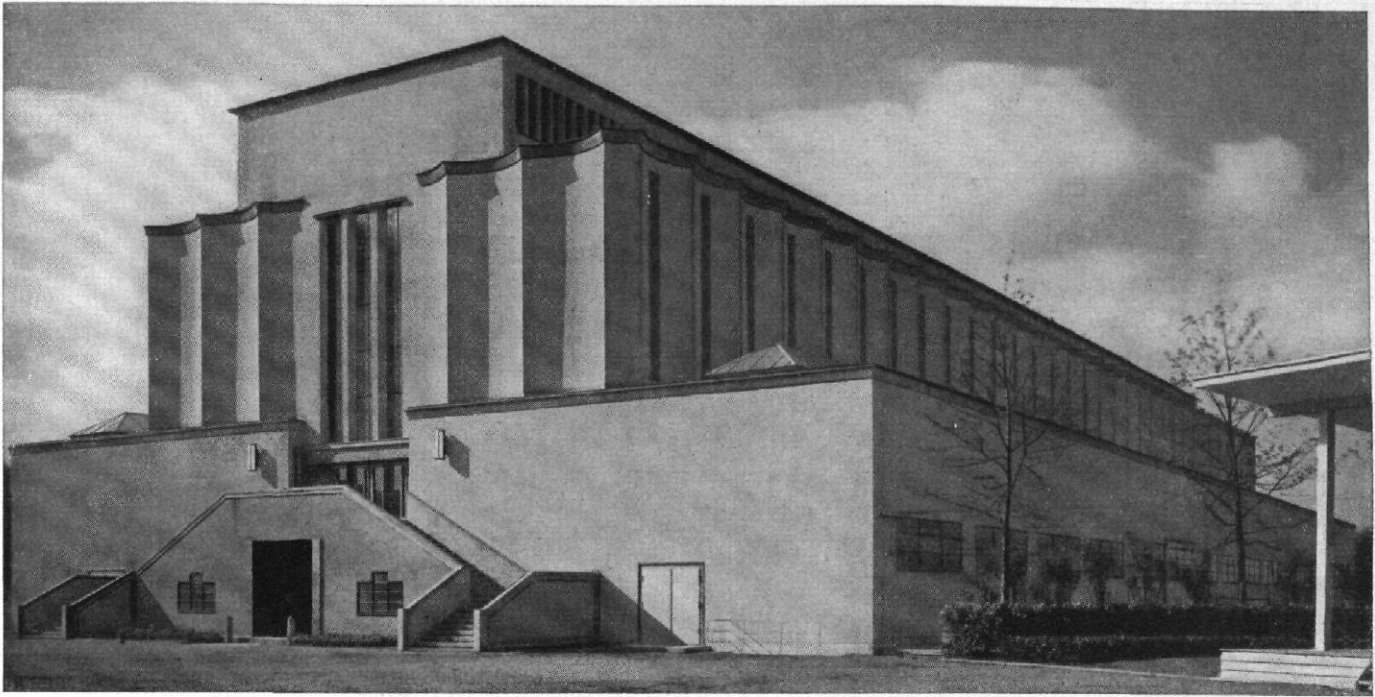


Abb. 2 / Ausstellungsballe in Essen / Nachtaufnahme / Architekt: Josef Rings, Essen



der Mensch anders. Die Nacht wurde zur Schlafgelegenheit. Der Abend verschwand. Es gibt einen Schluß der Arbeitszeit, aber keinen Feierabend. Bei Eintritt der Dunkelheit wird der künstliche Tag eingeschaltet. Licht in einer Fülle, die dem früheren Menschen so fremd war wie Flugzeuge, Film und Grammophonplatte, beherrscht die Stadt. Dabei stehen wir im Anfang der Lichttechnik. Über Nacht ist eine neue Stadt

entstanden. Was ist denn abends noch von der alten Stadt übrig geblieben? Nichts. Die Beleuchtung reißt das Erdgeschoß der großen Straßen auf. Wie schieben sich grellbeleuchtete Pianinos neben Delikatessen, Schuhe, Radioartikel, Konfektion, Möbel, Kinos usw.! Jeder Ladeninhaber tut noch ein übriges mit erleuchteten Firmenschildern und sonstiger Lichtreklame. Und über alledem hängt wie ein schmutziger Mantel im Dunkel

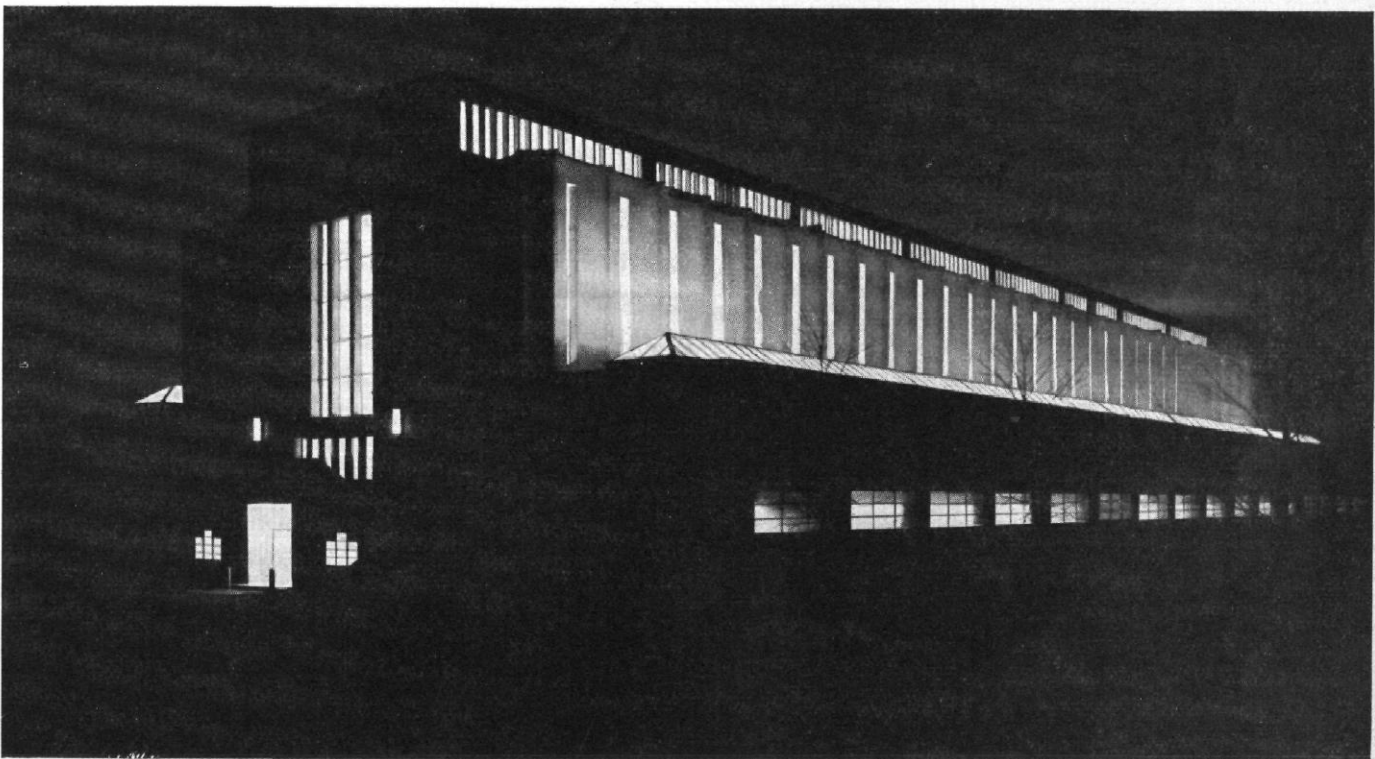


Abb. 3 und 4 / Ausstellungsballe in Essen / Tag- und Nachtaufnahme / Architekt: Josef Rings, Essen

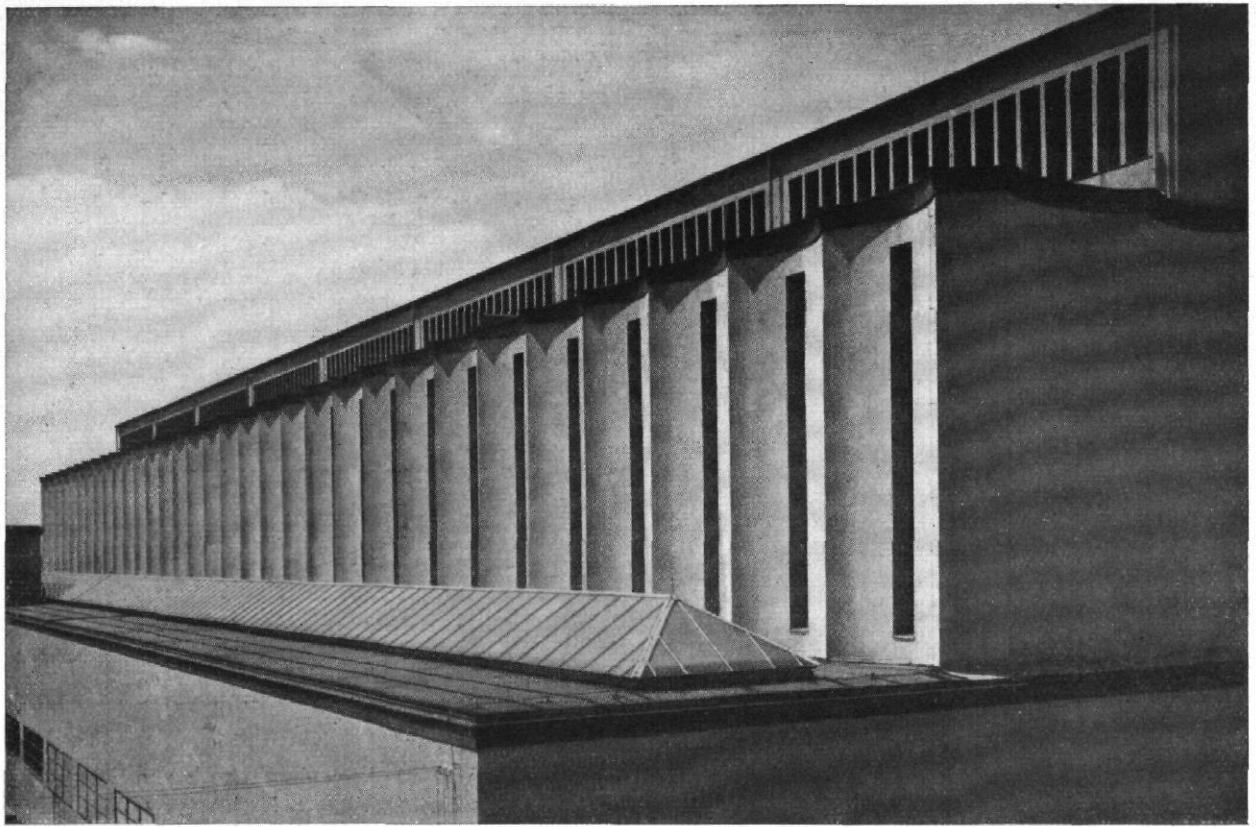
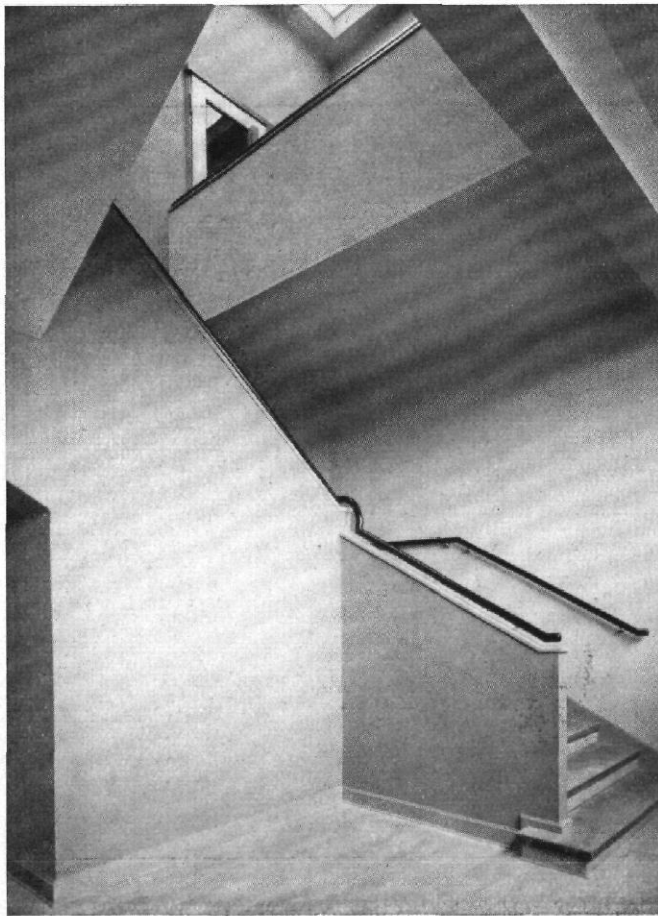


Abb. 5 / Ausstellungsballe in Essen / Teilansicht / Architekt: Josef Rings, Essen



die Fassade, die nun keine mehr ist. Das Licht quillt aus den Häusern und löst das Straßenbild auf. Es herrscht eine völlige Lichtanarchie. Nur ein Gesetz gilt: jeder muß seine Ware beleuchten. Zeichen der Zeit: der Potsdamer Bahnhof sagt mit Leuchtschrift, wo er ist; eine Kirche in Moabit gibt Bibelsprüche in Transparenten. Verstünde die Kirche heute noch die Zeichen der Zeit, so hätte sie längst hier vorangehen müssen.

War schon das Schaufenster nicht bewältigt, so ist das Lichtfenster und die Lichtreklame dem Zugriff der Bauenden völlig entglitten. Die Lockung zum Kauf in größtem Umfange wird, soweit die Hausfront in diesen Kampf einbezogen wird, nicht künstlerisch ausgefochten. Gutes Bauen war Unterordnung, Eingliederung, war Beständigkeit des Gebauten, Werbung ist heute bewußtes Ausbrechen, gewolltes Auffallen gegenüber dem Nachbarn, notwendiger Unbestand. Der Angriff auf den Käufer kann nicht oft genug und nicht verschiedenartig genug geführt werden. Die Wirkung kann nur auf kürzeste Frist berechnet sein. Es kann nicht gebaut, es muß „dekoriert“ werden. Da die Nacht unser ist und für die Ware werben kann, beleuchten wir die Ware. Dort, wo das Haus zur Ware gehört, beleuchten wir die ganze Fassade — der erste Schritt. Von hohen Masten aus senden wir Lichtbündel gegen die Front. Nur: dieses Licht kann nicht gliedern. Es dringt in die Profile und ebnet sie ein. Für die vom Besitzer gewollte Wirkung ist das belanglos. Da ist wieder das Fremde, Neue. Zwar läßt man eine kostspielige Fassade bauen. Aber sie erfüllt ihren Zweck nur tagsüber. Nachts gehört sie nicht mehr der Kunst. Sie gehört der Werbung. Und dieser Zweck kann voll erreicht werden, auch bei

Abb. 6 / Ausstellungsballe in Essen / Innenansicht eines Treppenhauses
Architekt: Josef Rings, Essen



Abb. 7 / Ausstellungsballe in Essen / Eingangsballe / Architekt : Josef Rings, Essen

Aufhebung des Bauwillens. Das hindert natürlich nicht, daß der Architekt sich auch aus der Schaufensterfrage eine Aufgabe macht und die Einzellösung mit Geschmack und guter Wirkung in das Straßenbild setzt¹⁾.

Der zweite Schritt wird beim Neubau getan. Die neue Wertheim-Fassade verzichtet noch darauf aus architektonischen Rücksichten — unzeitgemäß. Um zu zeigen, daß und wie sie da ist, richtet aber auch sie den Lichtstrom auf sich. Das Kino dagegen, das sichtbar sein muß, macht sich die heutige Beleuchtungserfahrung zunutze, kreuzt sie mit den Formen der neuen Sachlichkeit und hilft mit dem Licht der Bauform nach. Nicht *das* Kino, aber wenigstens *ein* Kino, der Titania-Palast in Steglitz²⁾.

Einen entscheidenden Schritt tat Josef Rings in der Ausstellungshalle in Essen (Abb. 2—11). Hier ist das Licht keine Zutat, sondern ein Bestandteil des Baues. Es heißt nicht mehr — weil es dunkel ist, kann oder muß man das Gebäude, um es sichtbar zu machen, beleuchten. Nein, der Bau leuchtet außen, wenn er nach Eintritt der Dunkelheit innen erhellt werden muß, um seinem Zweck als Ausstellungshalle bis in die Nachtstunden hinein zu dienen. Darin liegt das Verdienst dieses Schrittes: in dem bewußten Ineinanderfügen von Bau und Licht. Dadurch wird das Licht seiner bisherigen Eigenschaft als bloße Zutat entzogen, es hilft den nächtlichen Bau schaffen. So bedeutungsvoll diese Tat ist, mit so einfachen Mitteln wird sie erreicht. Die Seitenschiffe haben Oberlichte, welche abends das zur Innenbeleuchtung notwendige Licht auf die überhöhten Wände des Mittelschiffes werfen.

¹⁾ Vgl. Seite 274 dieses Heftes.

²⁾ Eine Veröffentlichung dieses Baues folgt in einem der nächsten Hefte.

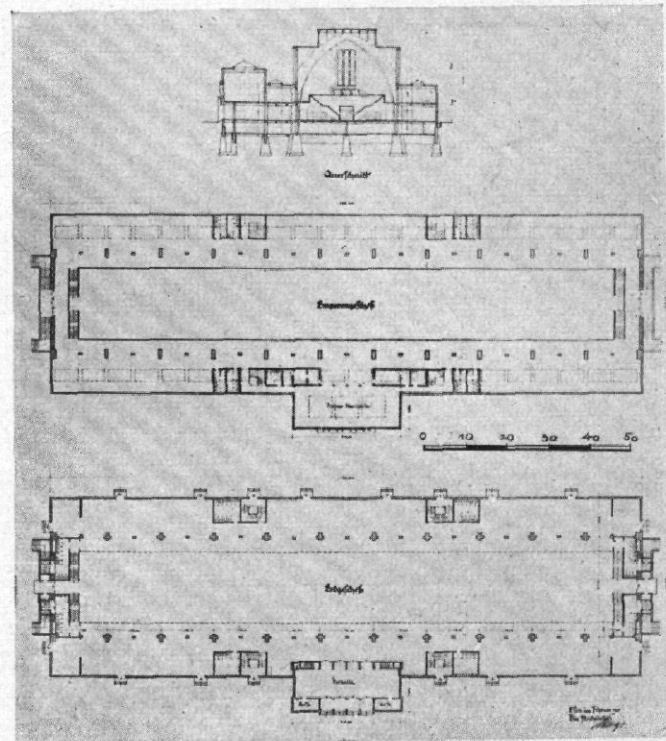


Abb. 8 bis 10 / Ausstellungsballe in Essen / Querschnitt und Grundrisse
Architekt : Josef Rings, Essen



Abb. 11 / Ausstellungshalle in Essen / Nachtaufnahme des Inneren
Architekt: Josef Rings, Essen

Abb. 12 (unten) / Lichtmessung zu dem Steillicht-System von Architekt
Josef Rings, Essen (vgl. Abb. 13 bis 17)

Unten: Vergleichsstreifen / Die Tönung dieses Streifens entspricht der Helligkeit in einem hellen Zeichenraum, aufgenommen am 15. Juli 1927, vormittags zwischen 11 und 12 Uhr bei bedecktem Himmel in einem Abstand von 3 m vom Fenster im 3. Obergeschoß

Darüber: Messung der Lichtstärke in einem nach Abb. 17 hergestellten Modell
Die Tönungen dieser Streifen stehen im umgekehrten Verhältnis zur Lichtstärke, d. h. größte Lichtstärke entspricht dunkelsten Teilen der Streifen. Die Aufnahme erfolgte durch Einlegung lichtempfindlichen Papiers in das 6. Obergeschoß des Modells am gleichen Tage wie die des Vergleichsstreifens. Danach ist die Helligkeit in der Gebäudemitte dieselbe wie die des Vergleichsstreifens. In den hell gebliebenen Aussparungen liegen die Lichtöffnungen, die Stützenreihen und — in der Mitte — das quadratische Treppenhaus.

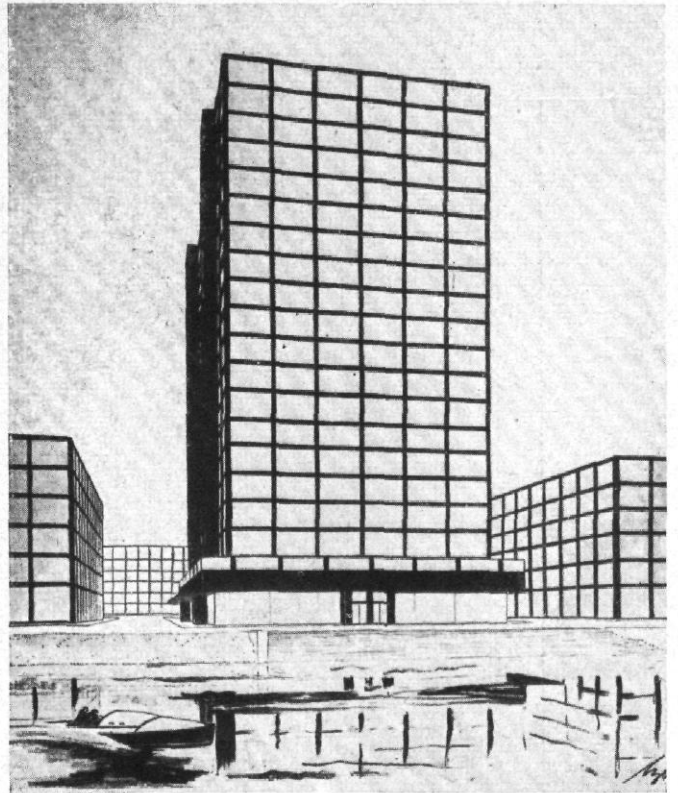
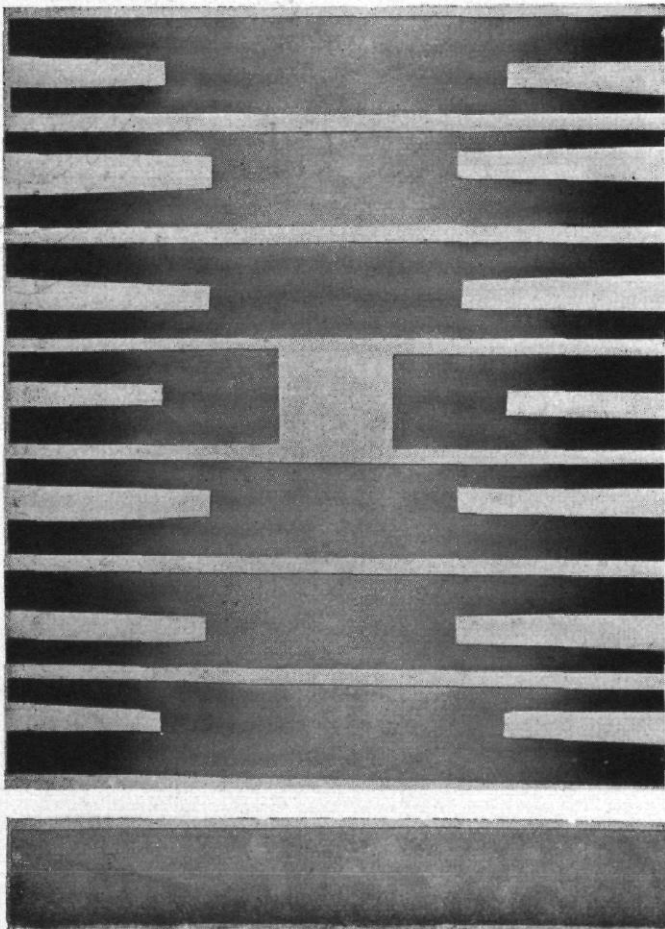


Abb. 13 / Entwurf eines Hochhauses mit Steillicht
Architekt: Josef Rings, Essen
Vgl. Abb. 12 bis 17

An der Ringsschen Ausstellungshalle ist die Wand des Mittelschiffes in nischenartige Gebilde aufgeteilt, die das Licht nachts sammeln und verteilen und den Eindruck hervorrufen, als bestünde der obere Teil des Gebäudes aus leuchtendem Marmor. Die Abbildungen 2, 4 u. 11 können das Gleichmäßige und Zarte des Leuchtens nicht wiedergeben, da in der Photographie das künstliche Licht im Verhältnis zur umgebenden Dunkelheit stets zu hart und übergangslos erscheint. Das Wesentliche in diesem Falle ist nicht, daß eine sehr gute, still leuchtende Nachtarchitektur entstanden ist, sondern daß hier eine wirklich begriffene Nachtarchitektur entstand.

Es ist durchaus kein Zufall, daß gerade Rings diese Lösung fand. Gewöhnt, mit strenger — nicht „neuer“ — Sachlichkeit den heutigen Bauaufgaben nachzugehen, beschäftigt ihn die Frage der Beleuchtung schon seit langem. Diesem Nachdenken verdankt auch die Art und Anordnung der Beleuchtungskörper im Inneren der Halle (Abb. 11) ihre Durchführung. Für die Gewissenhaftigkeit des Ringschen Nachdenkens zeugt seine eigene Beschreibung der Innenbeleuchtung der Halle:

„Die Lichtlinien der Bögen, Giebel und Brüstungen sind Grundformen der Halle. Sie unterstreichen bei Beleuchtung besonders die Raumelemente gegenüber der Beleuchtung durch hängende Einzelkörper. Die Beleuchtungskörper an den Bögen sind festmontierte, in der Art der Schachtelhalme ineinandergeschobene Eisenblechschilder mit Emailleüberzug, hinter denen die Lichtstellen mit offenen Reflektoren sitzen. Die Konstruktion ist so, daß keine Birne in den Raum herunterfallen kann. Sonstiges Glas ist daran nicht vorhanden und damit ist jede Gefahr durch herunterfallendes Glas ausgeschlossen. Dabei ist jede Birne leicht auswechselbar und von Luft umspült, wodurch eine Verlängerung der Lebensdauer und eine höchste Ausnutzung der Lichtenergie infolge direkter Reflektion erzielt wird.“

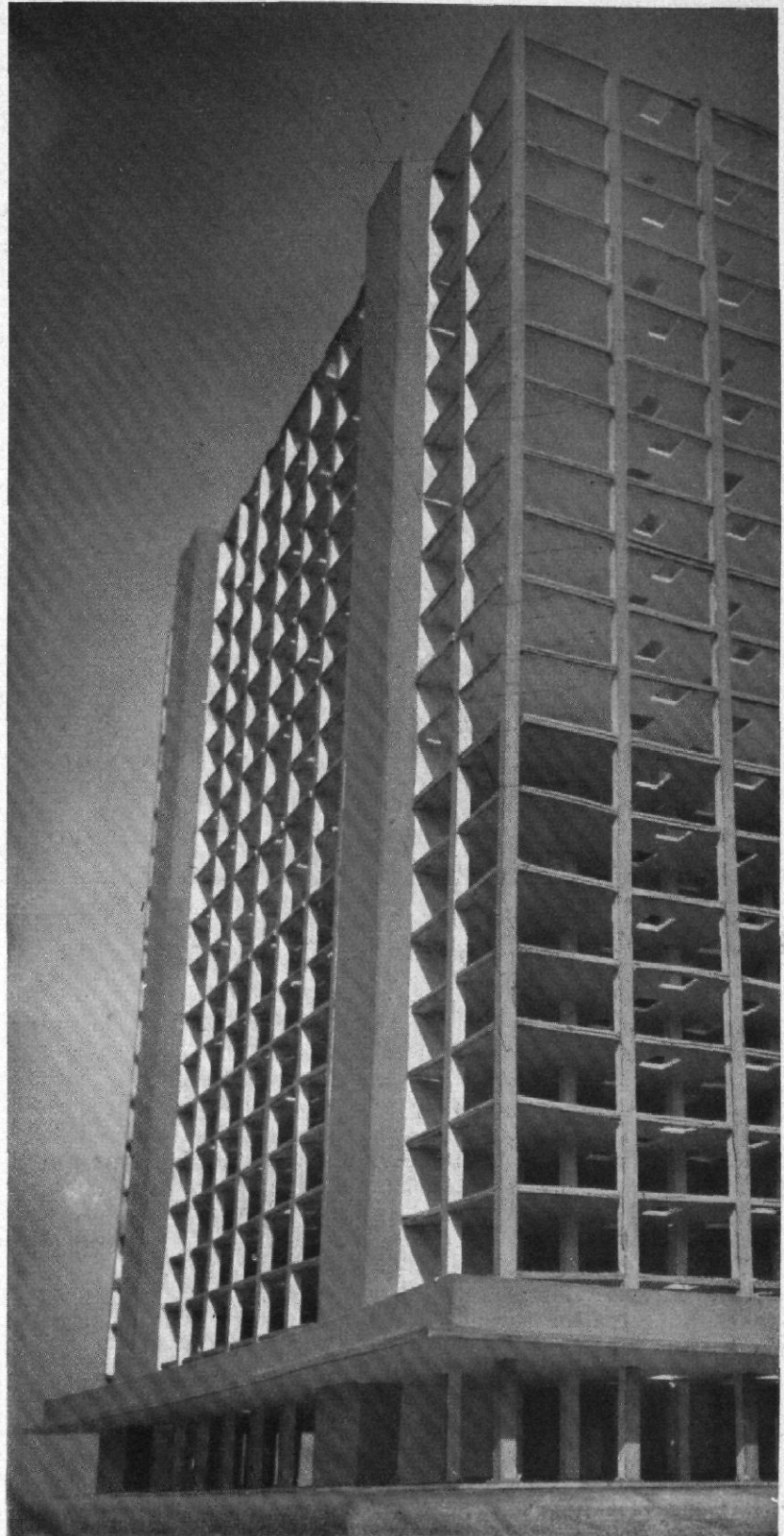
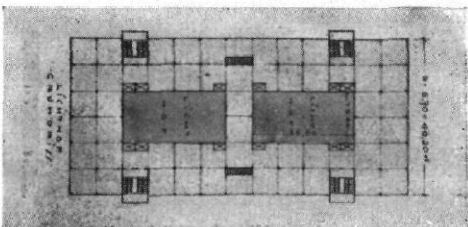
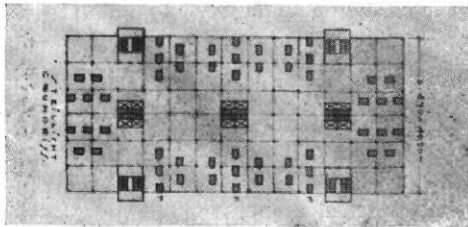
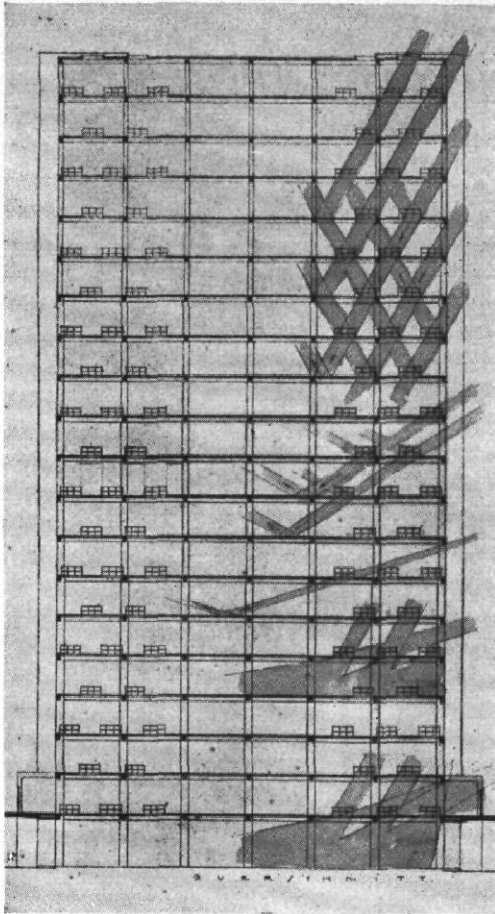


Abb. 14 bis 17 / Entwurf eines Hochbauses mit Steillicht / Architekt: Josef Rings, Essen / Vgl. Abb. 12 und 13. Die Außenwände bestehen aus Glas. Die versetzten Licht-Öffnungen in den Geschosdecke ermöglichen ungehinderten Lichteinfall (vgl. Querschnitt, in dem der Lichteinfall schraffiert angedeutet ist). Die Grundrisse zeigen den Gewinn der Bodenfläche bei Steillicht (oben) gegenüber dem sonst üblichen Grundriß mit Lichtböfen (unten).

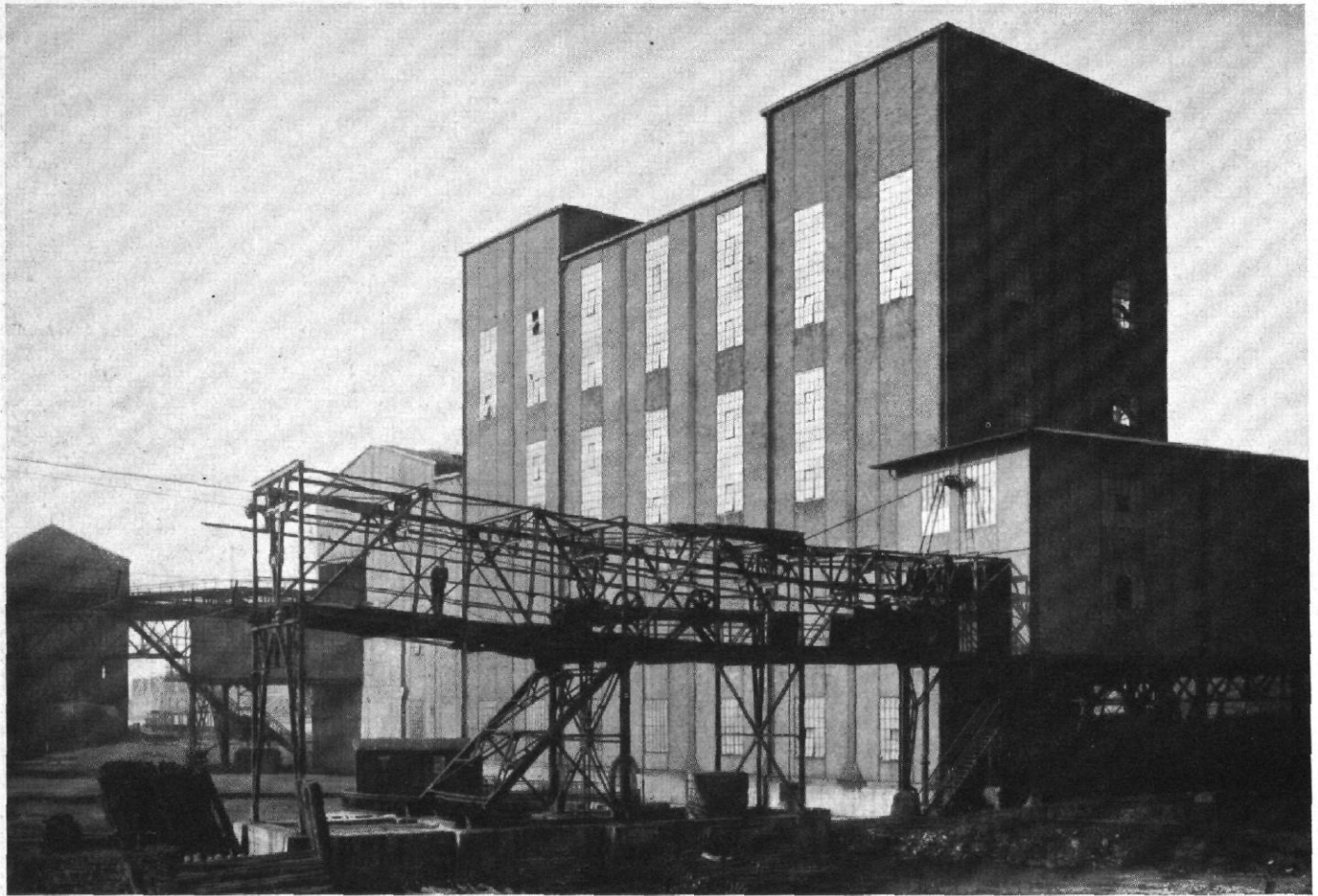


Abb. 18 / Koblensäure-Anlage der Bergwerks-Gesellschaft Dablbusch in Gelsenkirchen-Rotthausen
Architekt: Josef Rings, Essen

Das Licht ist ein ganz gleichmäßiges, umfassendes, ist also für Hallen, deren Bestimmung es ist, stets wechselnde und formal unter sich nicht ausgeglichene Ausstellungsgegenstände und Aufbauten zu beherbergen, denkbar günstig. Die abgebildete Halle ist, wie aus dem Grundriß (Abb. 8—10) ersichtlich, nicht fertig gebaut worden. Es fehlen noch drei Bogenjoche.

Im engen Zusammenhang mit der künstlichen Beleuchtung und von Rings fast noch eifriger verfolgt, steht die Verwendung des Tageslichtes. Das wäre an sich nichts Neues, denn die Verglasung ist ja eines der Hauptmittel unserer heutigen „Kartonarchitektur“. Allerdings handelt es sich meist um eine neue Dekoration, eine Art Schau- oder Schmuckfläche. Beim Wohnhaus mit etwas „hab' Sonne im Herzen“, beim Monumentalbau gipfelnd in der „Stadtkrone“. Rings geht nicht vom erdachten Baueffekt aus, sondern vom Menschen. Und auch da nicht vom Einzelnen, der sich gönnerhaft „modernen Wohnluxus“ leistet. Er denkt an die Vielen, die in Werkstätten, Büros und Verkaufshäusern „vom heutigen Bauen“ nur wissen, daß das eine Sache ist, die sie gar nichts angeht, von denen Millionen

glücklich wären, wenn sie überhaupt nur einigermaßen ausreichenden Wohnraum hätten, und die unter dieser Voraussetzung mit dem verachtetsten aller Baustile der letzten hundert Jahre vorlieb nehmen würden. Rings' Tätigkeit im Ruhrbezirk und seine ausgedehnten Siedlungsbauten für die Kruppschen Arbeiter haben ihn zum sozialen Denken erzogen, und wenn seine Arbeiten in etwas dem alten Bauen gleichen, so ist es darin, daß ihnen eine Tendenz zugrunde liegt. Nicht die Monumentalität oder die Möglichkeit, mit großen Flächen zu komponieren, reizt ihn, wohl aber der Wunsch, Tageslicht in die Arbeitsräume eindringen zu lassen. Das bringt ihn auf den Gedanken, das Licht von oben einzulassen und durch ein System von Öffnungen in den Böden das Licht bis tief in das Innere und Untere der Gebäude zu leiten (Abb. 12—17). Eine besondere Bedeutung kann diese Bauweise gewinnen, wenn man berücksichtigt, daß man wohl in absehbarer Zeit mit der Verwendung von Glas rechnen kann, das die ultravioletten Sonnenstrahlen durchläßt.

Dr. Hans Cürllis, Berlin

Anmerkung des Herausgebers: Selbst wenn die Wissenschaft dem Erfinder der hier geschilderten neuartigen Lichtführung die Zuverlässigkeit seiner physikalischen Beobachtungen zugesteht, wird in dem von Rings vorgeschlagenen Hause dafür gesorgt werden müssen, daß nicht etwa störende Möbel oder Menschen den tiefer Hausenden die Lichtbahnen verstellen. Es bleibt abzuwarten, welche Möblierungspläne und auch welche „Ganglinien“ empfohlen werden können, um dauernde oder vorübergehende „teilweise Sonnenfinsternisse“ zu vermeiden. W.H.



Abb. 1 / Siedlung bei der Herschelschule in Nürnberg / Musterhäuser / Architekt: Ludwig Wagner-Speyer, Nürnberg / Vgl. Text Seite 252

STÄDTISCHE SIEDLUNGEN IN NÜRNBERG
 ARCHITEKT: LUDWIG WAGNER-SPEYER, NÜRNBERG

Die Siedlungen bei der Herschelschule (Abb. 1 bis 10 und 12) und bei der Uhland-Schule (Abb. 11) in Nürnberg, zusammen rund 2000 Wohnungen, sind in dem einen Baujahre 1927 fast ganz fertiggestellt worden.

Für die Grundrisse wurden in der Hauptsache drei Grundriß-Typen verwendet, in denen je drei Wohnungen eines Stockwerkes

unter Wahrung der Querlüftung so angeordnet sind, daß ihre spätere Zusammenlegung zu je zwei größeren Wohnungen auf einfachste Weise möglich ist. (Abb. 2, 3 und 5 bis 8.) — An der Straße liegen in jedem Stockwerk bei allen drei Typen je zwei Zweizimmer-Wohnungen gleicher Größe, während die dritte Wohnung bei den drei Typen nach Größe und Anordnung

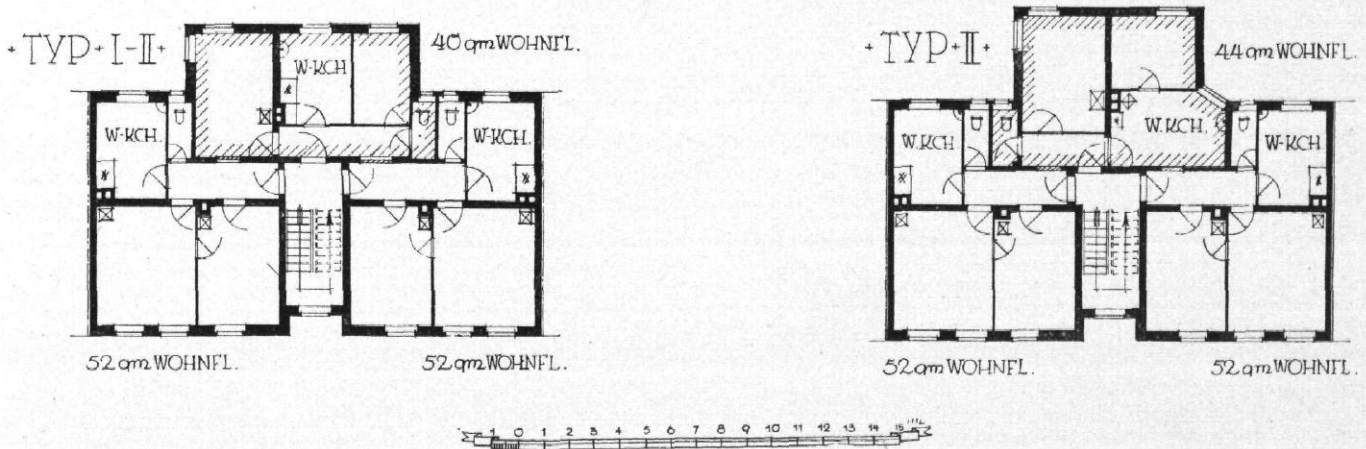


Abb. 2 und 3 / Städtische Siedlungen in Nürnberg / Grundrisse Typ I und II / Architekt: Ludwig Wagner-Speyer, Nürnberg

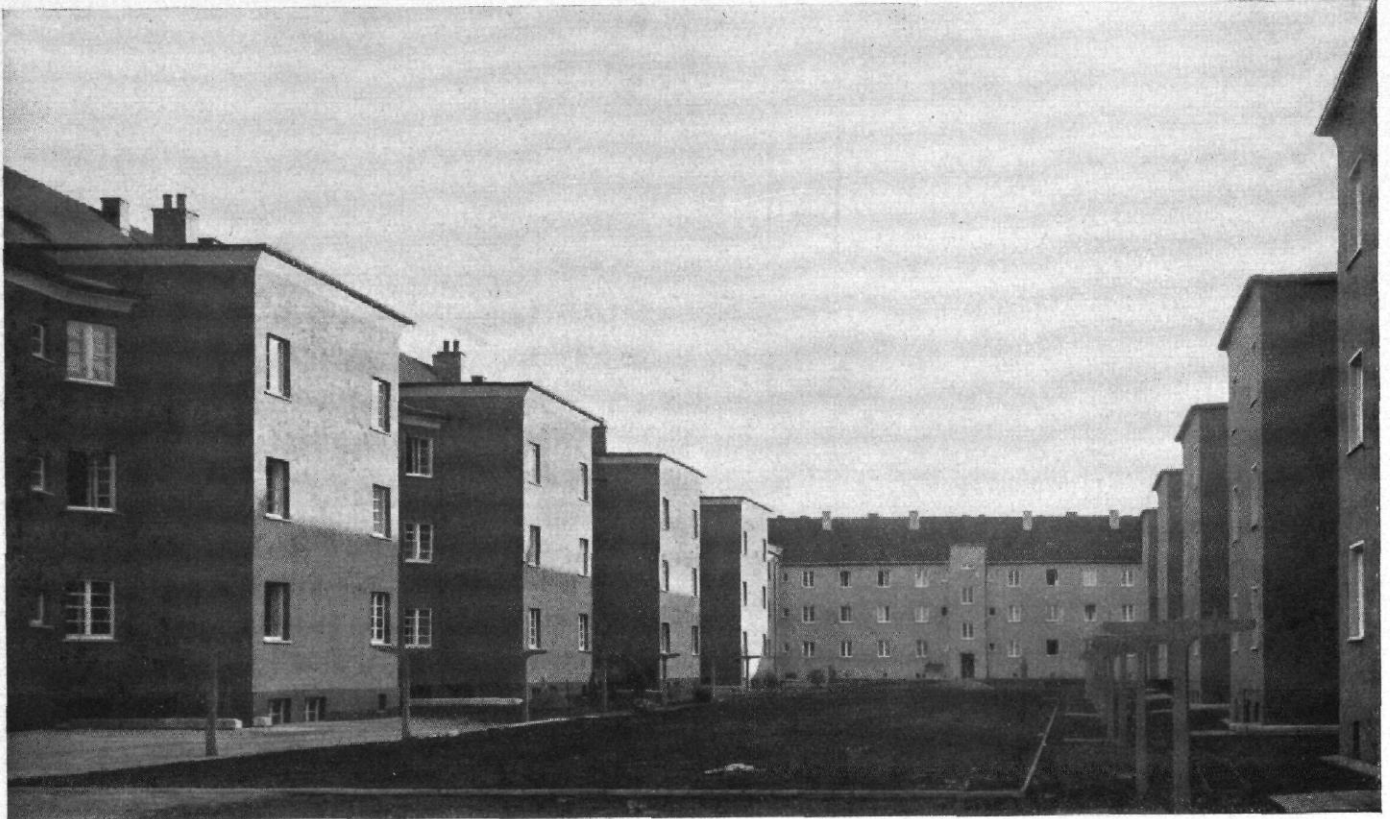
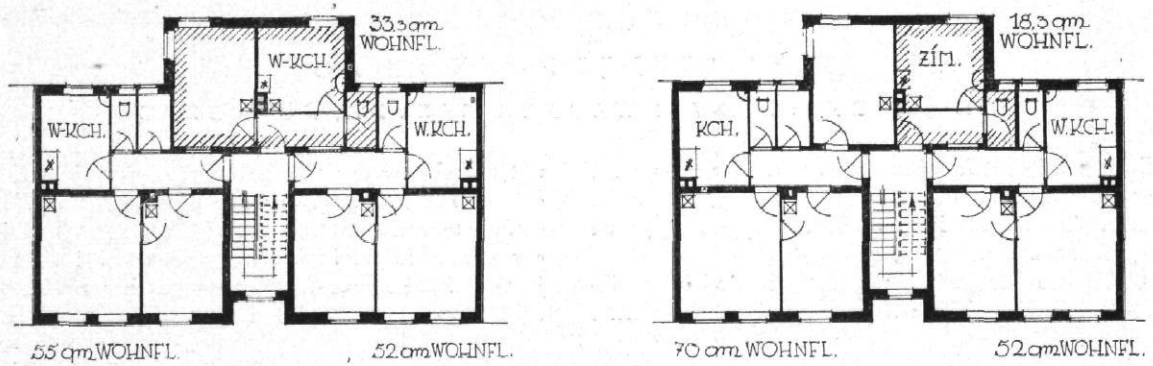


Abb. 4 bis 8 / Siedlung bei der Herschelschule in Nürnberg / Blick in einen Hof / Darunter: Grundrisse von Typ I
 Architekt: Ludwig Wagner-Speyer, Nürnberg



+ TYP I + GRUNDRISSVARIATIONEN +

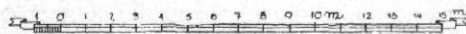
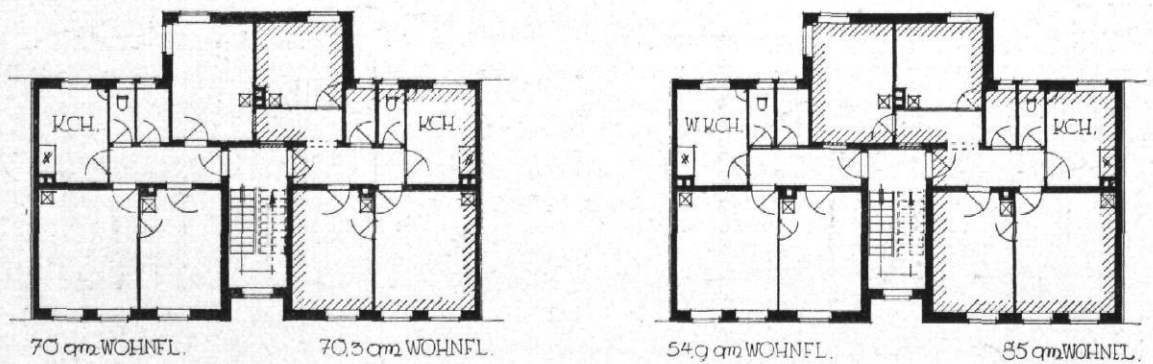




Abb. 9 und 10 / Siedlung bei der Herschelschule in Nürnberg / Architekt: Ludwig Wagner-Speyer, Nürnberg



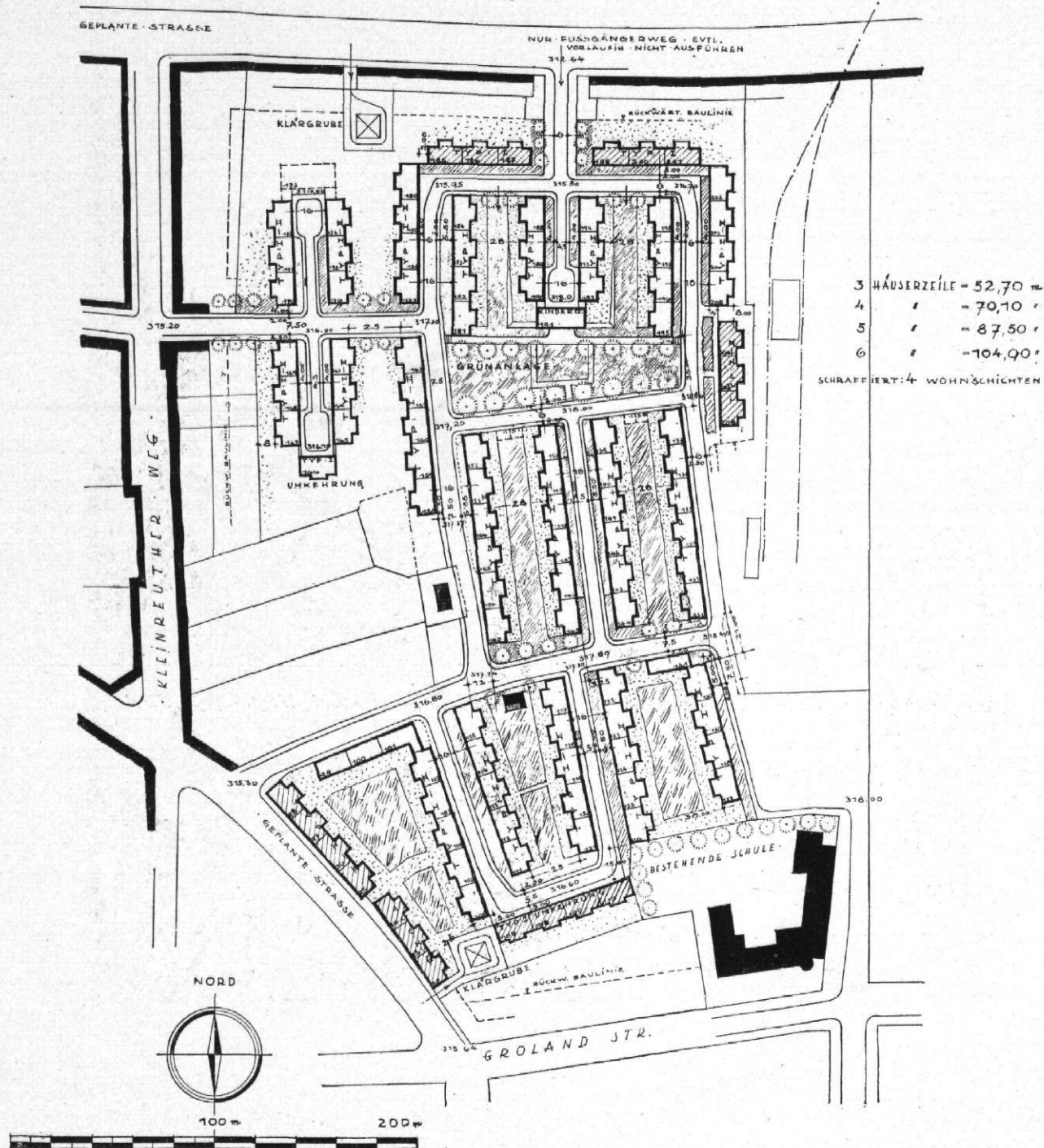


Abb. 11 / Siedlung bei der Uhland-Schule in Nürnberg / Lageplan / Architekt: Ludwig Wagner-Speyer, Nürnberg

wechselt. Für die spätere Zusammenlegung der Wohnungen sind verschiedene Möglichkeiten gegeben (vgl. die Grundrissvariationen in Abb. 5 bis 8). Es ergeben sich also innerhalb eines Typs Wohnungen von einem bis zu vier Zimmern mit Nebenräumen. Für die in Ost-Westrichtung verlaufenden Häuserreihen sind wegen ihrer Lage zu den Himmelsrichtungen Änderungen der Typengrundrisse vorgenommen, und die Wohnungen im allgemeinen gleich „zusammengelegt“ worden.

Besonderer Wert ist in beiden Siedlungen auf günstige Besonnung und freie Lage der Häuser gelegt worden (Abb. 11). Die großen Höfe haben ausgedehnte Grünflächen mit Sandspielkästen

für Kinder und sollen Baumpflanzungen erhalten, vereinzelt auch offene, ebenerdige Sitzhallen an der Hofseite der Läden. Zum Aufhängen von Wäsche, zum Teppichklopfen usw. sind Betonpfosten angeordnet (Abb. 4).

Die Bebauung erfolgt in der Hauptsache dreigeschossig (Abb. 1, 4 und 12), nur die Randbebauung der Siedlungen ist teilweise viergeschossig (Abb. 9, 10) hochgeführt.

Die beiden Siedlungen bilden den ersten Teil des städtischen Wohnungsbau-Programms von 1926, nach dem insgesamt 6000 Wohnungen innerhalb weniger Jahre von seiten der Stadt errichtet werden sollen. Im Jahre 1928 sollen weitere 2550 Woh-

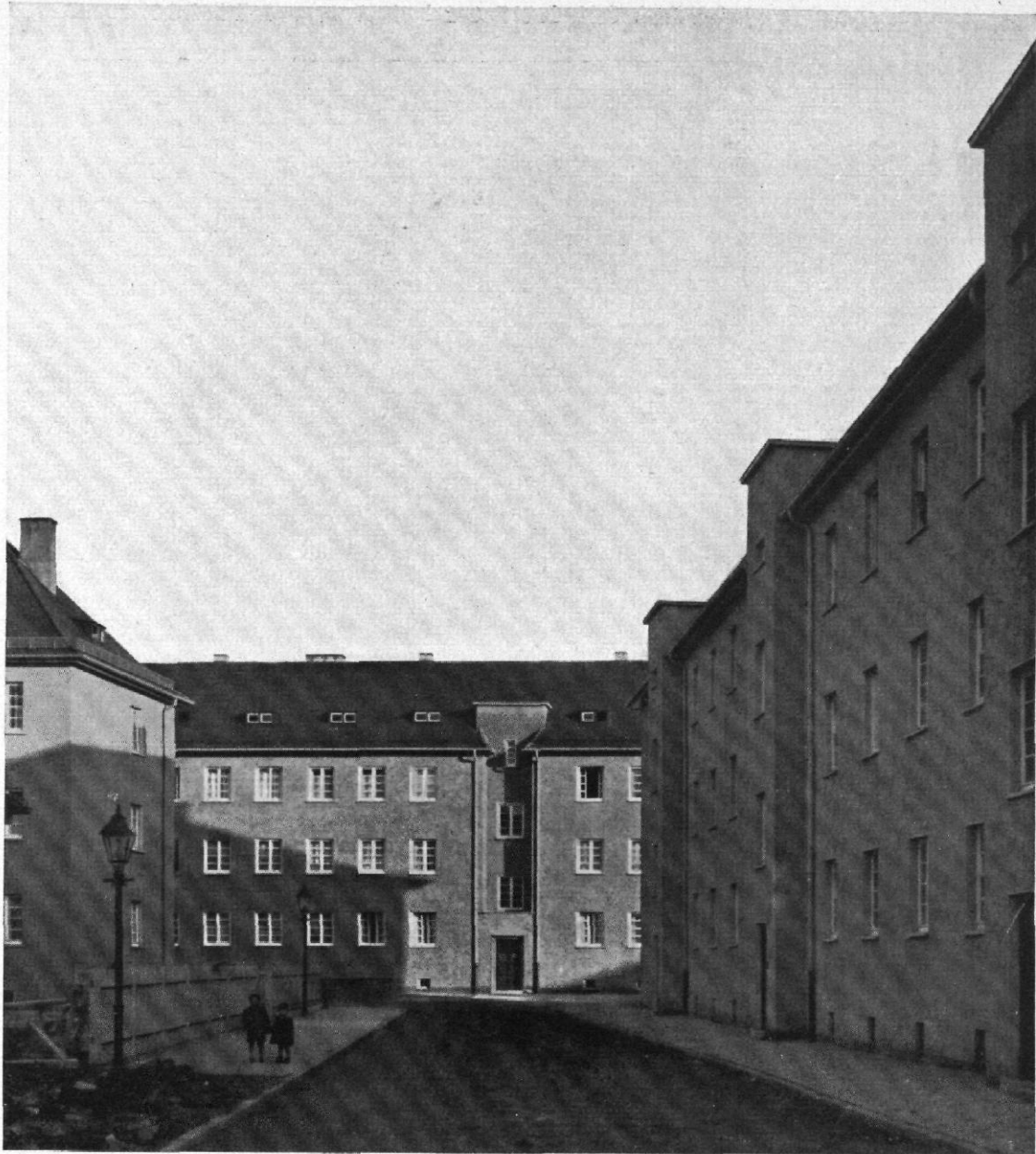


Abb. 12 / Siedlung bei der Herschel-Schule in Nürnberg / Blick in die Nebenstraße

Architekt: Ludwig Wagner-Speyer, Nürnberg

Der Vorgarten links erbält noch eine Birken-Anpflanzung. Der Block rechts besitzt wegen der Lage zu den Himmelsrichtungen „umgedrehte“ Grundrisse

nungen als geschlossene Siedlung im Nordosten der Stadt nach den gleichen Grundrißtypen ausgeführt werden.

Bebauungspläne, Grundrißtypen, Fassadenschema usw. sind von Stadtrat Dr. Wagner-Speyer in Nürnberg entworfen, die Ausführung erfolgt zum größten Teile durch Übertragung an Privatarchitekten in Losen von rund 150 Wohnungen mit praktischer Anwendung des Modellbau-Verfahrens.

Die Grundlagen dieses Verfahrens hat Stadtrat Dr. Wagner-Speyer bereits 1918 in seiner Schrift: „Grundlagen modellmäßigen Bauens“ entwickelt. „Das einzelne Haus büßt damit den selbständigen individuellen Charakter (namentlich seiner

Straßenseite) zum größten Teil ein, um dem Raume, der es aufnimmt, dienstbar zu sein. Es gibt aber nichts auf, was zu entbehren ihm Nachteil brächte“ (S. 33). Zweifellos ist die jetzt häufige Art der Bauausführung städtischer Siedlungen als einheitlicher Bauaufgabe im Gegensatz zu der früher meist üblichen Errichtung jedes Einzelhauses als Sonderaufgabe dem Gedanken modellmäßigen Bauens günstig und beseitigt viele der organisatorischen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten und Bedenken, die Wagner-Speyer in seiner Schrift zu zerstreuen suchte. Das Ergebnis derart modellmäßigen Bauens ist jedenfalls als eine Vereinheitlichung des Stadtbildes zu begrüßen. L. A.

WOHNHÄUSER VON RUDOLF MATÉ, BERLIN

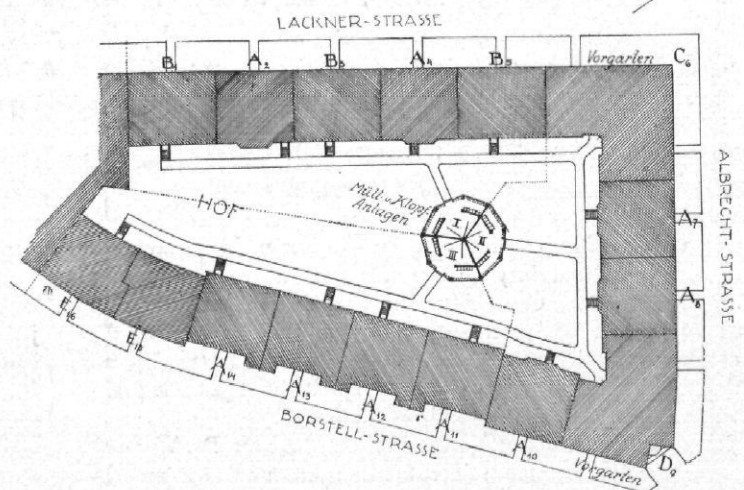
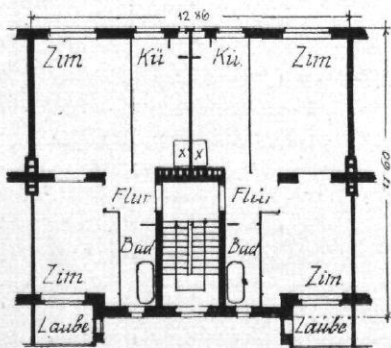


Abb. 1 bis 3 / Wohnhäuser in Berlin-Steglitz / Architekt: Rudolf Maté, Berlin / Grundriß 1:300 und Lageplan 1:1250 / Vgl. Text S. 252



Abb. 1 und 2 / Einfamilienhaus in Saarow bei Berlin / Ansicht und Erdgeschoßgrundriß (1:300) / Architekt: Rudolf Maté, Berlin

WOHNUNGSBAU IN WIEN

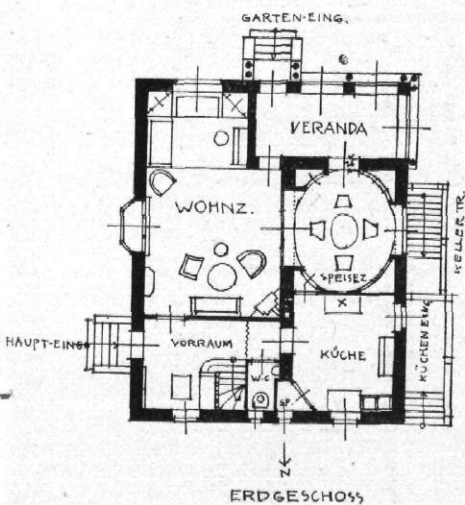
Am 1. März 1928 hielt Privatdozent Dr. Karl H. Brunner, Leiter des Städtebau-Seminars an der Technischen Hochschule in Wien, bei der Freien Deutschen Akademie des Städtebaues in Berlin einen aufschlußreichen Vortrag über „Kultur, Wirtschaft und Städtebau“. In der anschließenden Aussprache hatte er Gelegenheit festzustellen: „Nicht die Architekten sind im Wiener Wohnungsbau führend, sondern die parteipolitischen Rücksichten der Gemeinde“. — Zur gleichen Zeit bat uns der Bund Österreich. Architekten (B. Ö. A.) Wien um Veröffentlichung folgender Zeilen:

Zur Steuer der Wahrheit sehen wir uns veranlaßt, zu Ihren Angriffen in W. M. B. 1927 Heft 2 Seite 72 gegen das Stadtbauamt und gegen die maßgebenden Baubeamten des Wiener Rathauses folgendes festzustellen: Das „chaotische Bild“, das die Wiener Gemeinde-Architektur bietet, ist nicht auf Vergewaltigung durch das Stadtbauamt, sondern auf die Auslese der Architekten zurückzuführen. Denn bestehende Volkswohnhausbauten beweisen, daß es auch in Wien gelingt, moderne Bauideen zu verwirklichen.

Die gleiche Erklärung bezieht sich auf die Ausführungen in W. M. B. 1926 S. 368, die seinerzeit verschentlich vom Bunde unwidersprochen blieben.

Der Bund stellt aus Gesprächen mit seinen Mitgliedern fest, daß sich die maßgebenden Faktoren des Stadtbauamtes stets jeder Einmischung in baukünstlerische Fragen enthalten haben.

f. d. Verwaltungsausschuß des Bund Österreichischer Architekten B. Ö. A.
(gez.) Otto Bauer (gez.) Martin Ziegler



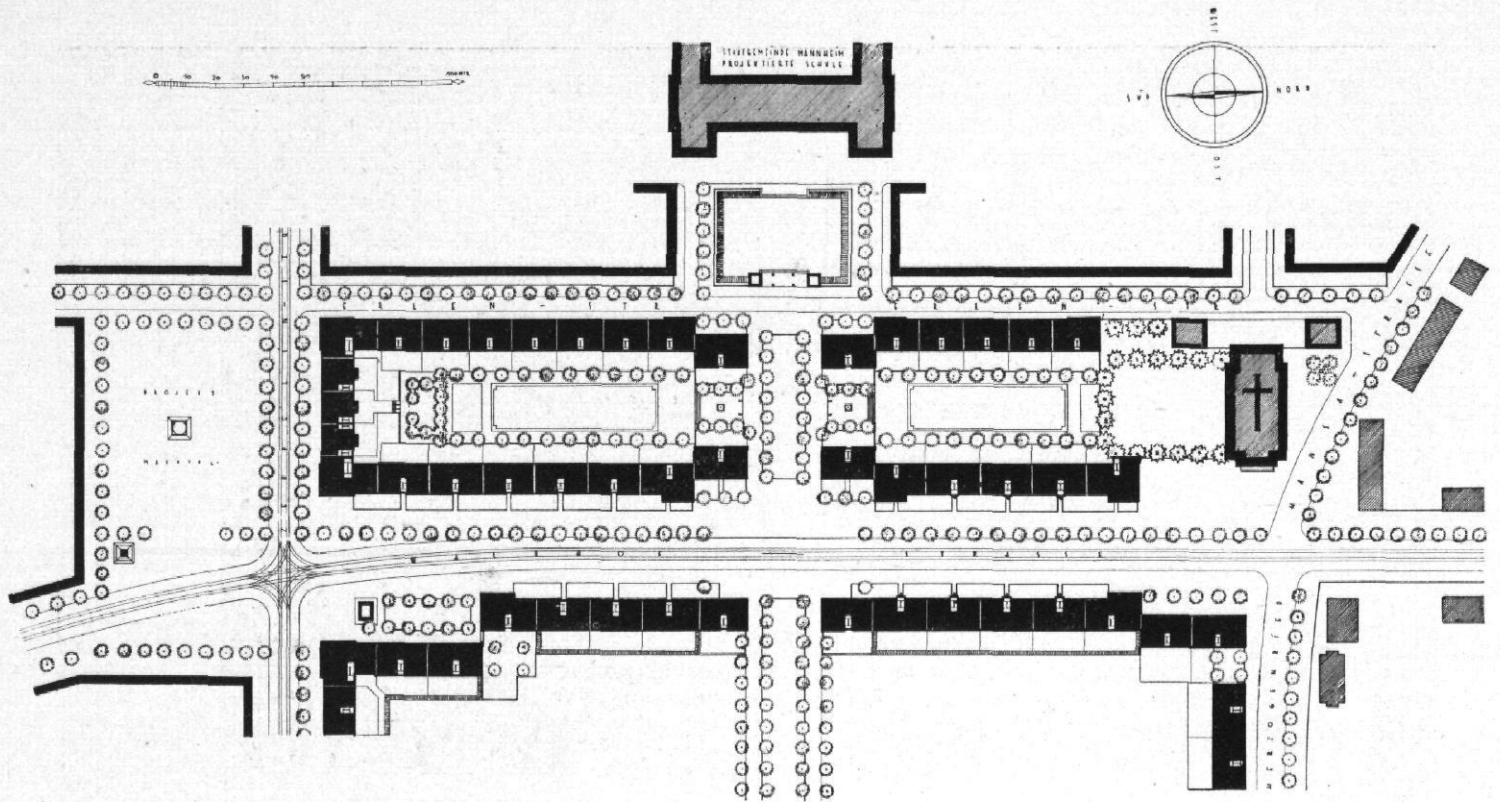


Abb. 1 / Siedlung Erlenhof in Mannheim / Lageplan / Architekt: Ferdinand Mündel, Mannheim

SIEDLUNG ERLENHOF IN MANNHEIM ARCHITEKT: FERDINAND MÜNDEL, MANNHEIM

Die Siedlung „Der Erlenhof“ in Mannheim wurde von der „Gemeinnützigen Baugesellschaft Mannheim m. b. H.“ als ihre erste Siedlung 1926/27 nach den Entwürfen des Architekten Ferdinand Mündel in Mannheim errichtet. Sie umfaßt 393 Wohnungen in 51 Häusern, von denen 38 Vierzimmer-, 253 Dreizimmer- und 102 Zweizimmerwohnungen sind. Die nutzbare Wohnfläche beträgt bei den Zweizimmerwohnungen 60 und 66, bei den Dreizimmerwohnungen 74 und 89, und bei den Vierzimmerwohnungen 92 und 111 qm, einschließlich Flur, Abort und Bad. Jedes Haus hat eine gemeinsame Waschküche im Keller; die Heizung erfolgt durch Kohlenöfen.

Der Mietpreis der Wohnungen beträgt für die Zweizimmerwohnungen 48 bis 56 RM, für Dreizimmerwohnungen 70 bis 75 RM, und für die Vierzimmerwohnungen 100 bis 109 RM. Die Baukosten betragen einschließlich der Aufschließungskosten rund 4,5 Millionen RM. Zieht man davon die Kosten der Innenhöfe, die Straßen- und Gehwegkosten mit rund 225 000 RM ab, so verbleiben 4 175 000 RM, das sind 26,60 RM für den Kubikmeter umbauten Raumes (einschl. Kellergeschoß und Mansarden), was einer Überteurung von 50 % gegenüber der Vorkriegszeit entspricht.

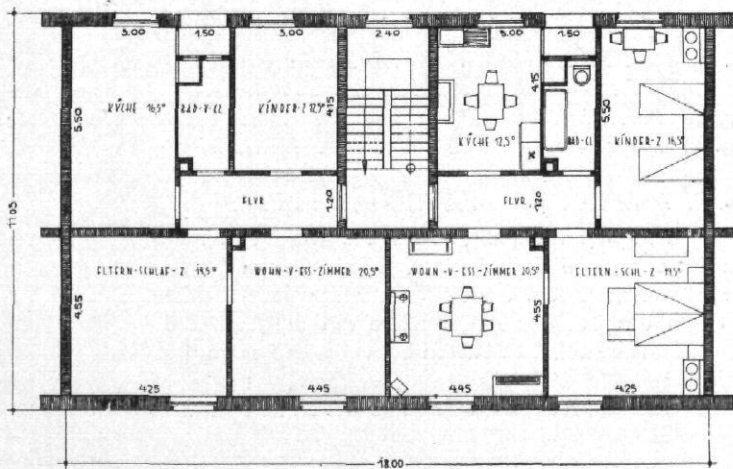


Abb. 2 / Siedlung Erlenhof in Mannheim
Grundrisse einer Drei-Zimmer-Wohnung
Architekt: Ferdinand Mündel, Mannheim

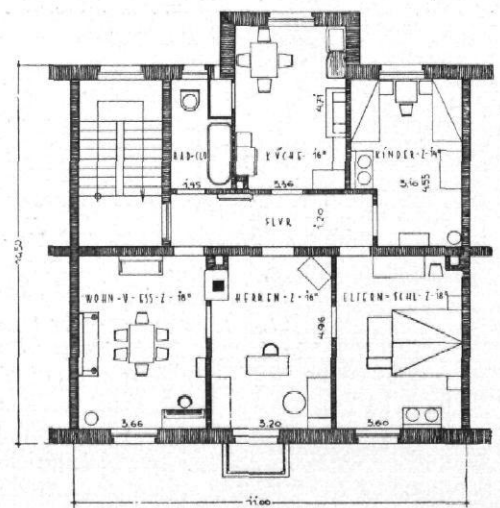


Abb. 3 / Siedlung Erlenhof in Mannheim
Grundriß einer Vier-Zimmer-Wohnung
Architekt: Ferdinand Mündel, Mannheim



Abb. 4 / Siedlung Erlenbof in Mannheim / Innenhof

Architekt: Ferdinand Mündel, Mannheim

Vgl. Abb. 1-3 und 5

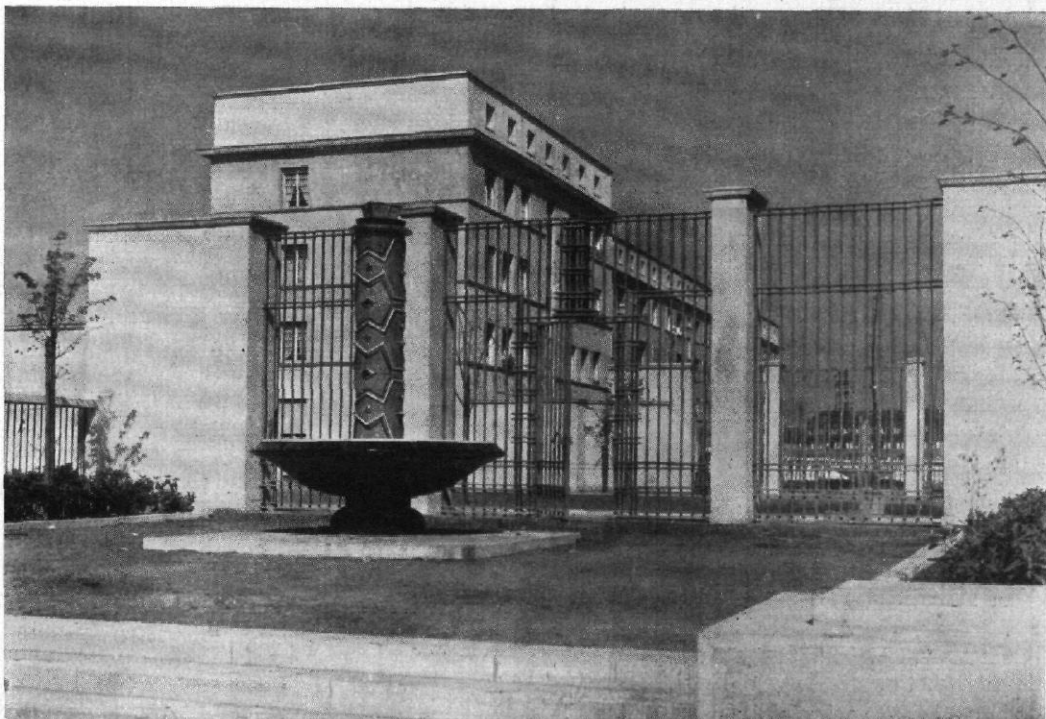


Abb. 5 / Siedlung Erlenbof in Mannheim / Toreinfahrt

Architekt: Ferdinand Mündel, Mannheim

Vgl. Abb. 1-4 und Text Seite 252

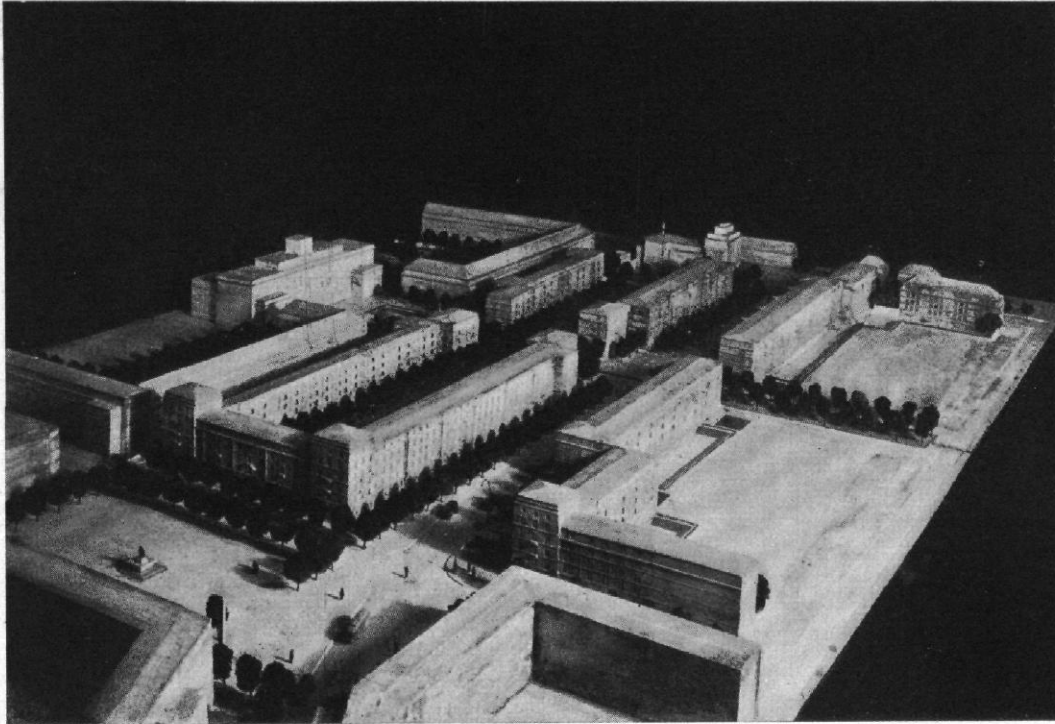


Abb. 6 / Siedlung Erlenhof in Mannheim / Gesamtansicht nach dem Modell
Architekt: Ferdinand Mündel, Mannheim / Vgl. Abb. 2-5

IN EIGENER SACHE
WOZU DER BERLINER STADTBAURAT ZEIT HAT.

Die Tageszeitungen bringen immer wieder großlettrige Überschriften: „Berlin baut noch immer keine Wohnungen.“ Da heißt es: „Hinter den Kulissen spricht man von neuen sachlichen Differenzen zwischen dem Leiter des Städtischen Hochbauamtes, Stadtbaurat Wagner, und dem Vorsitzenden der Wohnungsfürsorge-Gesellschaft, Stadtrat Wutzky. Der Stadtbaurat soll auch kürzlich einer wichtigen Besprechung fern geblieben sein, für die seine Anwesenheit dringend gewünscht worden war.“ So schrieb die „B. Z. am Mittag“ (19. 4. 1928). Am 6. Mai berichtet unter der Überschrift: „Der verschleppte Wohnungsbau“ das „Tageblatt“: „Die Spatzen pfeifen es vom Dache des Rathauses, daß wieder einmal zwei Stadträte gegeneinander arbeiten.“ Daß die rechtsstehenden Blätter nicht freundlicher urteilen als die linksstehenden, zeigt der Aufsatz: „Verschleppung des Berliner Wohnungsbaues“, den der „Tag“ am 8. Mai brachte, und in dem „ein Unterminieren aller Bauprojekte“ Berlins geschildert und gesagt wird: „ganz deutlich ist hierbei auf den Stadtbaurat Dr. Wagner hingewiesen worden, der die Schuld an der Verschleppung tragen soll“.

Viel Feind, viel Ehr. Nachdem ich mich aber über die Wahl Dr. Wagners zum Stadtbaurat ursprünglich gefreut habe, weil ich hoffte, daß nun einmal mit unerbittlicher Rücksichtslosigkeit der Wohnungsnot zu Leibe gegangen werden würde, habe ich seitdem erfahren, daß dieser neue Stadtbaurat wichtigere Dinge zu tun hat. In „Städtebau“, Heft 4, S. 84, habe ich den langen, leider etwas taktlosen Brief veröffentlicht, den mir Stadtbaurat Dr. Wagner für meinen „Leserkreis“ schrieb; ich habe gleichzeitig gezeigt, daß sämtliche Behauptungen Wagners unhaltbar und auch durchaus zwecklos waren, und ich habe die Frage aufgestellt: „Wozu ergriff Wagner die Feder? Was ist eigentlich der praktische Zweck seines Briefes? Glaubt er damit eine von der Fachwelt als notwendig erkannte Forderung zu unter-

drücken? Hat er noch nicht begriffen, wie seine zahlreichen Vorgänger die selbstverständlichen Forderungen der Sachverständigen durch Schweigen oder unverbindliche Zustimmung viel geschickter unterdrückten, als es durch kraftlose Briefe möglich ist?“ Stadtbaurat Wagner aber konnte nicht dazu schweigen; er konnte nicht einmal die Veröffentlichung seines Briefes abwarten. Noch bevor ich ihn veröffentlichen und widerlegen konnte, schrieb Stadtbaurat Wagner einen zweiten, noch sehr viel längeren Brief, und zwar einen „Offenen Brief“, den — sehr viel später — die „Bauwelt“ veröffentlichte. In diesem Briefe behauptete nun der Stadtbaurat, ich hätte ihn beleidigt. Da er aber diese Behauptung nicht beweisen konnte, unternahm er gar nicht erst, mich vor Gericht zu verklagen. Sondern zur Bekämpfung meiner ihm unbequemen Kritik verklagte er mich lieber in der „Bauwelt“ und erklärte dort „in aller Form“, ich hätte gegen den § 187 des Strafgesetzes verstoßen. Zum Schluß seines langen Schreibens rief er mir die trotzigsten Worte zu: „Ich nehme an, daß Sie den Mut haben werden, mich zu verklagen.“ Wagners Logik ist also: Hegemann hat mich beleidigt, also muß er mich verklagen!

Was verursachte diese eigentümliche Logik? Stadtbaurat Wagner hatte Anstoß genommen an den Sätzen, die ich hier (Heft 4, S. 182) veröffentlicht hatte: „Stadtbaurat Wagner ist Preisrichter im ‚Wettbewerb zur Gewinnung von Vorentwürfen‘ für das im Lageplan auf Seite 141 mit Ziffer I bezeichnete Gelände und läßt jetzt, während des Wettbewerbes, seinen eigenen Entwurf für dieses Gelände veröffentlichen. Nicht nur seine Gegner werden behaupten können, daß damit Wagner seine Unbefangenheit als Preisrichter aufgegeben hat und vom Preisrichteramt zurücktreten muß.“ Die von mir ausgesprochene Befürchtung ist so selbstverständlich, daß sie z. B. sogar der Schriftleiter der „Bauwelt“, Friedrich Paulsen, nach kurzer

Überlegung zugab. Erst meinte er zwar: „Niemand, der Wagner kennt, kann diese Befürchtung hegen.“ Als ich ihn aber daran erinnerte, daß die meisten Teilnehmer am Wettbewerb Wagner doch eben nicht kennen und deshalb seine Voreingenommenheit fürchten müssen, gab Paulsen zu: „Jeder allerdings, der Herrn Wagner nicht kennt, mußte an eine solche Voreingenommenheit glauben.“ Augenscheinlich hat Stadtbaurat Wagner selbst daran geglaubt. Er selbst hielt es für unschicklich, daß während eines Wettbewerbes ein von einem Preisrichter aufgestellter Entwurf für das zu bearbeitende Gelände veröffentlicht wird. Aus diesem Grunde schrieb mir Stadtbaurat Wagner in seinem „Offenen Brief“ (Bauwelt 10. 5.; S. 444): „Sie wußten, daß der Entwurf von Poelzig und mir nicht ‚während‘ des Wettbewerbes veröffentlicht worden ist, sondern daß diese Veröffentlichung von dem Auslober, dem Verein ‚Bauausstellung‘, selbst erfolgte, der unsere Pläne als Unterlagen für den Wettbewerb sämtlichen Teilnehmern, also auch Ihnen, zugänglich gemacht haben muß. Oder soll man annehmen, daß Sie einen Wettbewerb ausschreiben, von dem Sie selbst nicht einmal die Unterlagen kennen.“ Dies war die einzige Begründung, die Stadtbaurat Wagner für seine Behauptung, ich hätte gegen das Strafgesetzbuch verstoßen, vorbringen konnte. Und Stadtbaurat Wagners Rechtfertigung wäre außerordentlich richtig, wenn nicht die darin gewagte Behauptung falsch wäre. Stadtbaurat Wagner, der Preisrichter, kannte nämlich die Unterlagen seines Wettbewerbes nicht oder tat so, als kannte er sie nicht. Der Entwurf von Wagner und Poelzig „für das im Lageplan auf Seite 141 mit Ziffer I bezeichnete Gelände“ ist nicht von dem Verein „Bauausstellung“ veröffentlicht und ist nicht „als Unterlage für den Wettbewerb sämtlichen Teilnehmern zugänglich gemacht worden“, sondern dieser Entwurf ist in den Wettbewerbsunterlagen vom 6. März wohlweislich weggelassen und dann zu ersten Male am 18. März 1928 also während des Wettbewerbes in der „Vossischen Zeitung“ der Öffentlichkeit und den Teilnehmern am Wettbewerb zugänglich gemacht worden.

Nachdem ich Herrn Wagner in der „Bauwelt“ (17. 5.; S. 467) auf seinen Irrtum aufmerksam gemacht habe, hielt er ihn auch keinen Augenblick mehr aufrecht. Statt sich aber zu entschuldigen und sein Strafgesetzbuch einzupacken, verfaßte er einen dritten langen Schriftsatz, in dem er versuchte, die Debatte auf andere Gebiete zu verschieben. Jetzt sagte er, sein Entwurf für das Westgelände sei gar kein Entwurf für eine Bauausstellung, sondern nur ein Entwurf „für generelle Ausstellungszwecke der Stadt Berlin“ gewesen. „Generell“ oder nicht „generell“! Bei der Besprechung des Wettbewerbes in der Akademie für Städtebau am 19. Mai sagte der Vorsitzende Stadtbaurat Berg: „Die Lösungen für das Westgelände waren ja eigentlich vorgeschrieben.“ Das ist der Punkt, der wichtiger ist als alle die Formalien, um die Stadtbaurat Wagner hadert. Er hat den Bauausstellungs-Wettbewerb unfruchtbar gemacht, indem er „generell“ oder nicht „generell“ die deutsche Architektenschaft auf seinen eigenen Plan und auf die von ihm gewünschten Straßenansätze seines Planes für das Messiegelände festlegte, obgleich sein Plan weder genehmigt war, noch viel Aussicht hat, genehmigt zu werden und obgleich das Gelände, auf dem sein Plan sich ausbreitet, zum großen Teil noch gar nicht im Besitz der Stadt ist. Gegen diese Kneblung der Architektenschaft habe ich Einspruch erhoben, und die Architektenschaft hat es mir gedankt. Das nahm Dr. Wagner übel. Selbst die wohlwollende Kritik, die Stadtbaurat Berg als Vorsitzender der Akademie-Sitzung an diesem Plan übte, erbitterte Herrn Stadtbaurat Wagner so, daß er sich kaum innerhalb der Grenzen der Höflichkeit zu halten vermochte.

Was macht man mit einem Stadtbaurat, der sehr viel Zeit hat, weil die Stadt Berlin ihn dafür bezahlt, und der seine Zeit dazu

benutzt, eine selbstverständliche Feststellung „in aller Form“ als „verleumderische Beleidigung“ zu bezeichnen? Soll man einen solchen Mann als belanglos unbeachtet lassen, oder soll man ihm die Ehre erweisen, ihn zu verklagen? Ich wollte dem Amte, das gegenwärtig von Dr. Wagner bekleidet wird, Ehre erweisen und ließ die Angelegenheit einem der angesehensten Berliner Rechtsanwälte unterbreiten. Dieser Justizrat antwortete: „Ich halte die Rechtslage des Herrn Dr. Hegemann für durchaus gut und glaube bestimmt, daß im Beleidigungsprozeß ein obsiegendes Urteil erstritten werden wird.“ Er forderte Herrn Stadtbaurat Wagner auf, seine Beleidigung zurückzunehmen, erhielt aber statt dessen ein ablehnendes, sehr langes Sendschreiben, und zwar das vierte, das der fleißige Stadtbaurat Wagner in dieser Angelegenheit bis jetzt verfaßt hat. Wenn man den Stadtbaurat Wagner als Vertreter der durch die Revolution heraufgekommenen neuen Bürokratie betrachtet und ihn etwa mit einem Vertreter der alten Bürokratie, z. B. dem Geheimen Oberbaurat Dr. e. h. Fürstenau, dem Versandler des Knobelsdorffschen Opernhauses, vergleicht, dann beginnt man zu verstehen, warum gegenwärtig der Sohn des angesehensten Wiener Sozialistenführers Adler an einem Werke schreibt, in dem er nachzuweisen versucht, daß die neue Bürokratie womöglich noch schlimmer ist als die alte, weil die neue nämlich, ohne fähiger zu sein als die alte, auch noch nicht einmal die einfachen Gesetze praktischer Routine zu meistern gelernt hat. Wenn man hört, wie Stadtbaurat Wagner eine selbstverständliche kleine Feststellung von mir, die keinerlei praktische Folgen für ihn hatte, geschäftig zu einer zeitraubenden Gerichtsaktion aufbaut, muß man geradezu die edle Weisheit Geheimrat Fürstenaus bewundern, dem von aller Welt (und nicht zuletzt von „Wasmuths Monatsheften für Baukunst“) sein „Verbrechen“ an der Staatsoper vorgeworfen wurde, ohne daß er seine Lage durch überflüssiges Lärmschlagen seinerseits verschlechtert hätte. Von einem Bürokraten darf man nicht erwarten, daß er Gutes leistet, aber man darf durchaus von ihm erwarten, daß er im Hochgefühl seiner Macht und im Vertrauen auf sein Recht Mittelmäßiges oder Nichts zu leisten, wenigstens bei berechtigter Kritik lächelnd schweigt.

Nachdem ich in „Städtebau“ (Heft 4, S. 84) m. E. zur Genüge bewiesen habe, daß Behauptungen, die Stadtbaurat Wagner gegen mich aufstellt, haltlos sind, will ich auf die neuen Haltlosigkeiten, die Stadtbaurat Wagner seitdem in der „Bauwelt“ wieder vorgebracht hat, hier nicht weiter eingehen; sie berühren das schwebende gerichtliche Verfahren nicht, in dem erst einmal festgestellt werden muß, ob ich mich dadurch strafbar gemacht habe, daß ich die Interessen der Architektenschaft nach bestem Wissen zu vertreten versuchte. *Werner Hegemann*

Seitdem das Obenstehende geschrieben wurde, hat Stadtbaurat Wagner einen fünften langen Schriftsatz in derselben „Beleidigungs“-Angelegenheit verfaßt und versandt. Da behauptete noch einmal, es läge an dem mangelnden Eifer des Berliner Stadtbaurates, daß die Berliner Wohnungsnot nicht beseitigt wird.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich wieder erwähnen, daß ich nicht, wie es von anderer Seite geschieht, das Kind mit dem Bade ausschütte und alles ablehne, was Stadtbaurat Wagner anstrebt. Auf Seite 286 ff. zeige ich, wie er in der Frage des Hochhausbaues Forderungen vertritt, die ich seit 1910 vertreten habe. In der Frage des Poelzig-Wagnerschen Ausstellungsprojektes (dem vielbesprochenen „Ei“) möchte ich auch hier wiederholen, daß ich Wagners Vorschlag einer großen Volkswiese und auch die Absicht, Wasser zu verwenden, gut finde, und daß ich nur die Schiefstellung der Achse und vor allem den Gedanken ablehne, man könne diese riesigen Räume mit einer Ausstellung umgeben ohne die Ausstellung zu zerreißen und unwirksam und ungenießbar zu machen. W. H.



Abb. 1 / Laden am Steindamm, Hamburg / Architekten: Hans und Oskar Gerson, Hamburg

NEUE SCHAUFENSTERANLAGEN IN HAMBURG VON HANS BAHN, HAMBURG

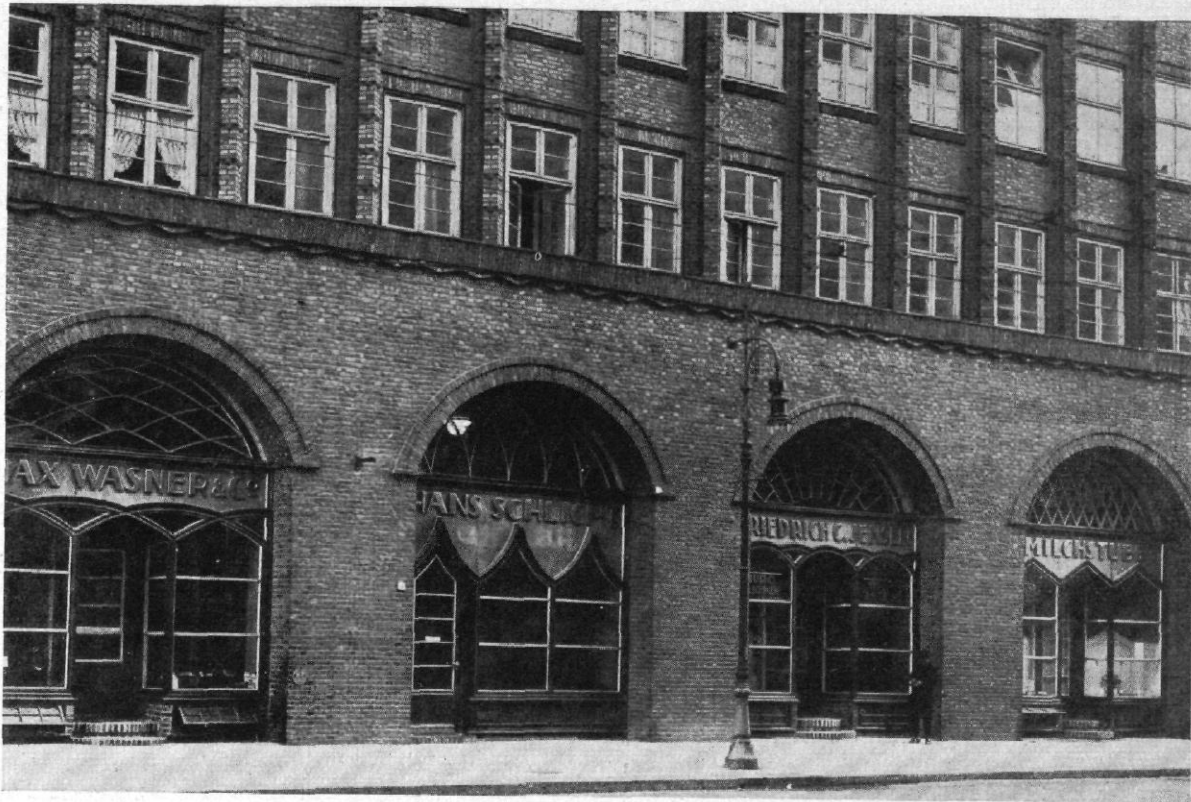


Abb. 2 / Eckladen in der Bergstraße, Hamburg
Architekten: Eickmann und Schröder, Hamburg

Das Schaufenster will mit aller Kraft das jeweilige Publikum heranziehen. So muß es auch, wie ein guter Kaufmann, dieses zu nehmen wissen. Im Vorort ist der einzelne Laden noch Einzelercheinung und tritt daher oft in eigener, selbständiger Haltung auf, ohne mit der Architektur der Hausfassade zu verschmelzen. Fast immer zeichnet eine gewisse gründliche technische Durchfeilung die einzelnen Lösungen aus. Geht man aus von dem Grundgedanken, daß die Größe der Ware zu ihrer günstigsten Reklamewirkung im Schaufenster in einer gewissen Wechselwirkung zur Schaufenstergröße stehen muß, so wird man vielfach erkennen, wie grade in der Vorstadt ein zierlicher Maßstab in der Scheibengröße und in der Aufteilung der Umrahmung und in den Einzelheiten dem entgegenkommt und auch das Interesse der häufigeren Passanten wach erhält.

Anders liegen die Dinge in der Laufgegend, in den Ausfallstraßen. Das Publikum wechselt hier dauernd. Es hat auch nicht Zeit für schöne, pikante, liebenswürdige Einzelheiten. Sollen daher Schaufenster hier Erfolg haben, so müssen sie ganz auf große Linie, auf scharfen Rhythmus eingestellt sein.

Der Laden Heilbuth der Architekten Gerson läßt dies deutlich erkennen (Abb. 1). Die sehr ruhigen Flächen wirken grade in dieser regen Straße besonders eindringlich. Die sehr hohen Oberlichter erhellen nicht nur das Innere, sondern verhindern auch das Spiegeln der Schauscheibe, denn das Sonnensegel sitzt so am Kämpfer, daß es weder die Lüftung behindert, noch das Innere verdunkelt, wohl aber die Auslage besonders gut schützt. Schaukästen für die Kleinwaren unterstreichen den Rhythmus und betonen die beiden Eingänge zum Unterschied von dem mittleren Hauseingang. Die Schrift sitzt günstig auf den schlichten Travertinflächen.



*Abb. 3 / Schaufenster am Chilehaus, Hamburg / Architekt: Fritz Höger, Hamburg
Reklamefeld am Kämpfer*



*Abb. 4 / Schaufenster in der Großen Theaterstraße, Hamburg / Architekt: Dipl. Ing. Friedmann, Hamburg
Reklamefeld am Kämpfer*

Auch der Ladenbau Rudolf Klebing's in der Osterstraße (Abb. 7) trägt in seiner straffen Lagerung dem Charakter einer Ausfallstraße Rechnung. Rampenbeleuchtung, Reklamefeld, Ober-



Abb. 5 / Eckladen am Graskeller, Hamburg
Architekten: Ernst und Wilhelm Langlob, Hamburg

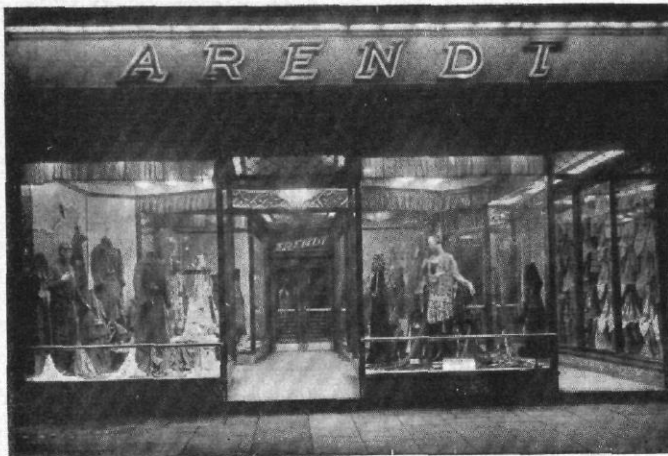


Abb. 6 / Laden am Neuen Wall, Hamburg
Architekt: Johannes Wald, Hamburg



Abb. 7 / Laden in der Osterstraße, Hamburg
Architekt: Rudolf Klebing, Hamburg

licht und Markisengesims ergeben eine ganz starke wagerechte Betonung und zeugen von der sauberen, technischen Durchfeilung. Schnitzereien des Bildhauers Blau geben den Eingangspfeiler etwas von der Zierlichkeit der Auslageobjekte und mildern den leicht maschinenmäßig nüchternen ersten Eindruck.

In der City wollen die Neuschöpfungen bewußt auf das verwöhnteste Publikum einwirken. Gründliche technische und künstlerische Durchbildung ist hier dringendste Forderung. Ein verwöhntes, von allem internationalen Luxus umgebenes, schaufrohes Publikum, das begierig ist, Neues zu sehen und mit Londoner, Pariser und Wiener Erscheinungen zu vergleichen, stellt hier seine hohen Ansprüche und will nicht gelangweilt sein.

Das Schaufenster von Johannes Wald zeigt diese hohe Kultur (Abb. 6). Ein sehr feines Oberlicht mit farbigem Glas schützt vor jeder Blendung. Breite Durchgänge geben in der Mitte einen kleinen Platz frei, auf dem man in aller Gründlichkeit und unbehindert von dem Straßengedränge die Auslage auf Qualität und Eleganz prüfen kann. Der reelle Kaufmann scheut hier nicht die Kritik, sondern erbittet sie geradezu. So weiß er auch seine Fenster so zu dekorieren, daß die Modelle von allen Seiten besichtigt werden können.

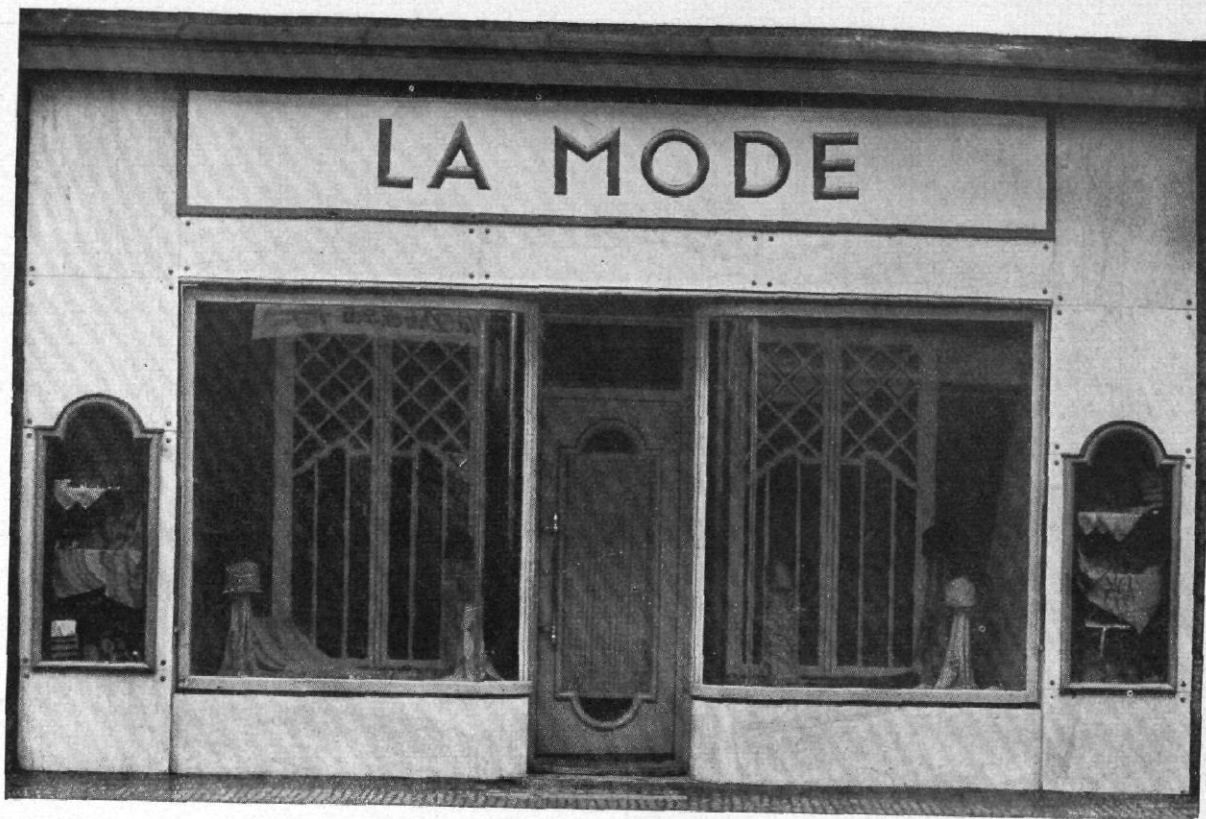
Auch der Eckladen der Gebrüder Langloh für die Firma Nebel und Sander (Abb. 5) enthält einen Durchgang. Die Firmenschrift sitzt mit den körperhaften Buchstaben besonders eindringlich auf der Wandfläche. Rampengesims, Schrift und Oberlicht bilden wieder starke wagerechte Betonungen. In starker Eindringlichkeit treten die Unterlichter kastenartig vor und eilen gewissermaßen dem Publikum entgegen. Im Sommer unterstreicht freundliches Pflanzengrün noch diese werbende Wirkung.

Waren hier die einzelnen Fenster eng zusammengebracht, weil in allen Fenstern gleichartige Waren ausliegen, so zeigt die von Friedmann geschaffene Front einen Fall, wo ein allzu großes Fenster in drei kleinere aufgeteilt wurde, um für ganz verschiedenartige Objekte den Rahmen zu ergeben (Abb. 4). Die Oberlichter ziehen diese Fenster doch wieder zusammen, und ein steinernes Schriftband unterstützt diese Einheitlichkeit und rückt die Beschriftung in möglichste Nähe der Auslage.

In dem Laden von Eickmann & Schröder (Abb. 2) ergibt die Beschriftung über den Fenstern und die Geschäftsmarke im Oberlicht die gleiche Zierlichkeit, die die Auslage auszeichnet. Fritz Högers Chilehaus (Abb. 3) verwendet ebenfalls die Reklameschrift bewußt als Bindeglied zwischen den sonst verschieden ausgestalteten Einzelfenstern. Durch diese Unterscheidung der einzelnen Fenster kommt das natürliche Reklamebedürfnis der Einzelhändler zu seinem Recht, ohne doch den großen Zug der Fassade zu beeinträchtigen. Wiederum bestimmt auch hier die Ware das Detail, ohne die Gesamtidée aus den Augen zu verlieren. Mit seinen tiefen Nischen allerdings wird diese Anlage erst dann zu voller Wirkung kommen, wenn die Sanierung durchgeführt ist und enggedrängte Menschenmassen die Bürgersteige anfüllen.

Dr.-Ing. Hans Bahn, Regierungs-Baumeister a. D., Hamburg.

Bemerkung zu den Seiten 274—277. Von den abgebildeten Ladenbauten wirken die Bogenfenster in Abbildung 2 (S. 274) etwas gar zu schwächlich. Die Vielfältigkeit der Fensterteilung in Abbildung 3 (S. 275) stört infolge des starken architektonischen Rahmens wenig. Von den beiden Prager Beispielen (S. 277) wirkt das obere z. T. vielleicht nur deshalb so viel vornehmer als das untere, weil man im Bilde die oberen Teile der Fassade nicht zu sehen bekommt. Die kleinen, oben etwas spielerisch bekrönten Schaukästen an den Seiten stehen vielleicht nicht im besten Verhältnis zu der großen rubigen Mittelverglasung. W. H.



ZWEI LADENAUSBAUTEN VON MAX GERSTL, PRAG

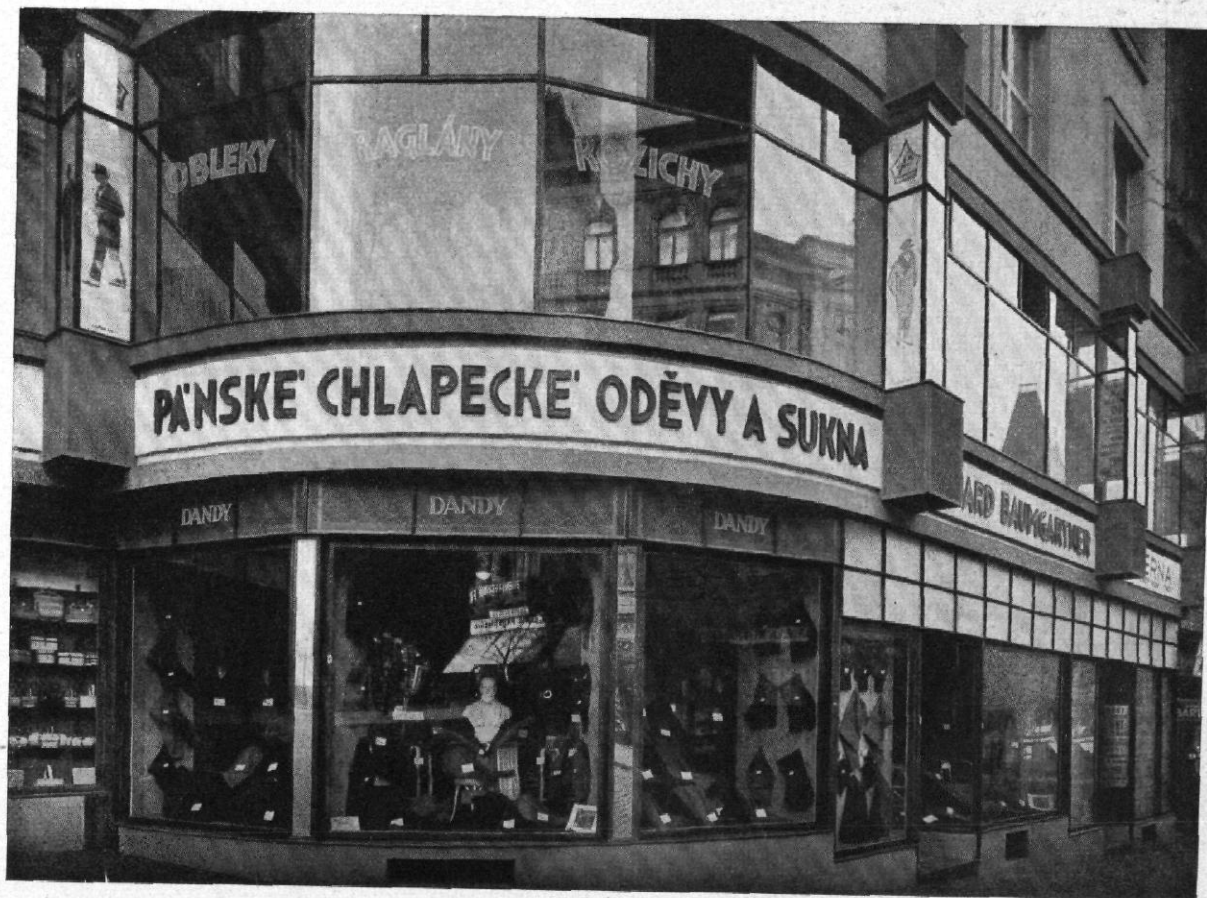




Abb. 1 / Geschäftsbaus Lindt in Prag / Rückansicht
Architekt: Kysela, Prag / Vgl. Abb. 3—5

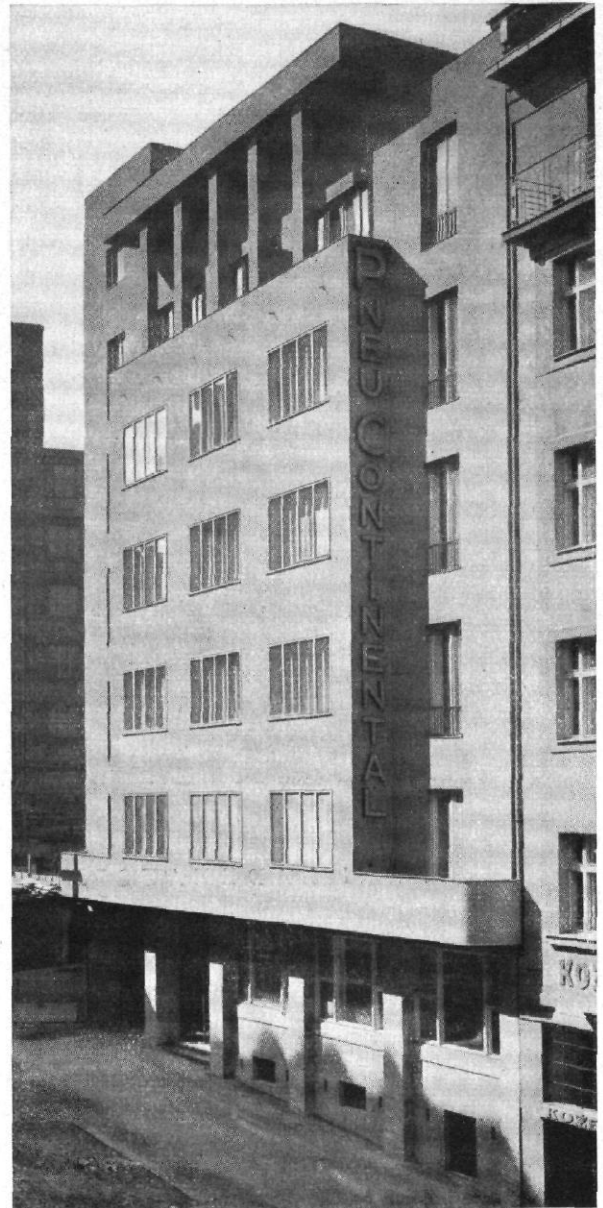


Abb. 2 / Geschäftsbaus Continental in Prag
Architekten: Mühlstein und Fürst, Prag

NEU-PRAGS ENTWICKLUNG VON OSKAR SCHÜRER PRAG

Das heutige Prag wirkt auf den Besucher mit einer unglaublichen Intensität. Da ist einmal das die mittelalterliche Anlage mit ihrem eindrucksvollen Aufbau immer noch währende alte Stadtbild: über dem Strom der Hradschin, an den sich die Kleineseite mit Palästen, Gärten und Kirchen anschmiegt. Gegenüber die wie ein einziger Block wirkende Altstadt mit dem labyrinthischen Gassengewirr und ihrer seltsam berückenden Atmosphäre. Zu diesem tritt eine neuzeitliche Großstadt mit kaum mehr zu bändigendem Verkehr. Eine Großstadt im Werden: Abbruchstellen voll alten Gerümpels, ausgehobene Grundflächen, auf denen alte Kirchengrundrisse zum Vorschein kommen, Gerüste um Neubauten allerorten. Und überall im Stadtkern

stehen auch schon neue Bauten fertig da und prägen mit ihren modernen Formen das Stadtbild um.

Diese Spannung zwischen Alt und Neu bedingt zum Teil die Intensität des Eindrucks, den Prag heute bietet. Ein Gegeneinander für den ersten Blick. Für eindringlichere Beobachtung aber doch ein Ineinander. Denn ehrlicher Ausdruck, ob alt oder neu, geht immer zusammen. Vom alten Prag braucht man diese Ehrlichkeit des Ausdrucks nicht zu beteuern. Das Neueste ringt eben heute mit zielsicherer Entschlossenheit um ein Gleiches.

In Prag scheinen alle Vorbedingungen gegeben, um ein vorbildliches neuzeitliches Stadtbild erstehen zu lassen. Eine wirtschaftliche Rührigkeit ohnegleichen läßt diese günstig gelegene

Landesmetropole heute mächtig anwachsen. Bürogebäude, Kinos, Hotels, Geschäftshäuser — das sprießt nur so aus dem Boden. An der Peripherie wachsen ganze Wohnstädte plötzlich auf. Und der junge Staat bleibt nicht zurück: Ministerien, Schulen, Hochschulen, Bibliotheken, Galerien — Repräsentation im größten Stil — führt auch von dieser Seite zu einer höchst lebhaften Bautätigkeit. Ich weiß zurzeit kaum eine Stadt in Europa, in der so energisch neugebaut wird. Gewiß: an der Organisation im großen fehlt es noch, das städtische Siedlungswesen kann sich mit dem Wiener oder dem Frankfurter nicht messen. Aber öffentliche Repräsentationsgelüste und private Rührigkeit wecken so erstaunlich viele Energien, daß man an eine zwangsläufig sich ergebende organisatorische Zusammenfassung glauben möchte.

Auch die künstlerischen Vorbedingungen sind hier die denkbar besten. Man lebt nicht unbeeinflußt in einer Stadt großzügigster Architekturaspekte. Die hiesigen Architekten nehmen die große Proportion und den schönen Massensinn von Mittelalter und Barock als etwas Selbstverständliches täglich und stündlich auf. Und zudem liegt hier eine gesunde Architekturentwicklung der letzten drei Jahrzehnte zugrunde, die auf die heute antretende Generation schulend und klärend wirkte. Allerdings: was hier nach Kriegsende an „nationalem Baustil“ geleistet wurde, möchte zunächst skeptisch stimmen. Näher betrachtet, lassen aber auch diese oft seltsamen Bauungeheuer einen sehr gesunden Kern der Blockaufteilung und des Grundrisses durchscheinen, die die von Ohmann und Kotěra eingeschlagene Richtung im Kern — nicht in der „Fassade“ — fortführen. Die revolutionäre Haltung der jungen Generation ist dieser Fassade gegenüber vollauf berechtigt. Sie überschlägt die Vorgeneration und knüpft an Kotěra an. In der Bewältigung des Kernbaues hat sie aber doch der vorangehenden Generation manches zu danken.

Unser Interesse richtet sich vornehmlich auf diese jetzt zum Werk gelangenden Architekten, die „Dreißiger“. Das „offizielle“ Bauwesen von Staat und Stadt übergeht sie noch. Ministerien, Universitätsgebäude, Scheckamt, städtische Bibliothek u. a. werden von den „offiziellen“ Architekten, Professoren der Hochschulen usw. errichtet, die sich neuerdings manchmal „modern“ geben, was eine unentschiedene Bauerei ergibt. (Die Bauerei „gehobener Poliere“, hier wie überall Unheil stiftend, übergehen wir bewußt.) Die Jugend aber hat hier das Interesse des bauenden Publikums. Die Mustermesse läßt sich ihre großen Gebäude von Oldřich Tyl errichten, vielleicht dem entschiedensten Verfechter des Eisenbetons als Formbildners hiezulande, entschlossen bis zur Ablehnung allen

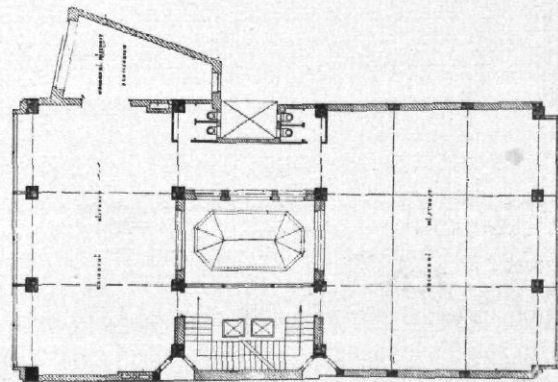
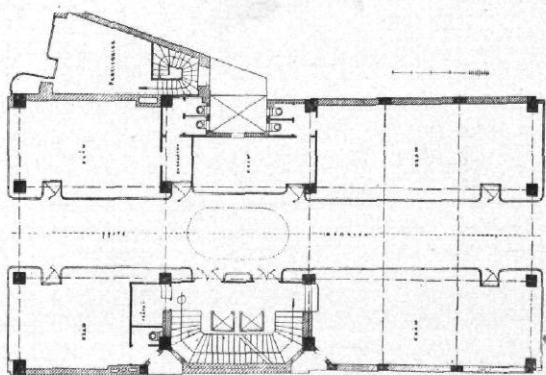
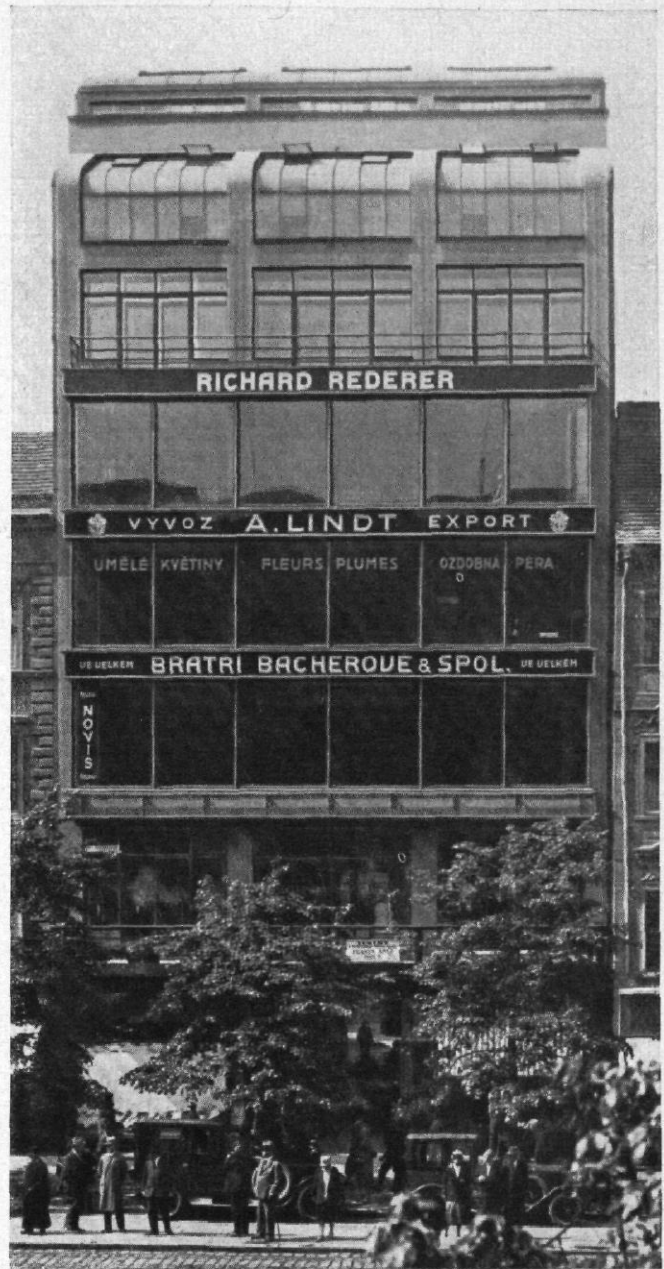


Abb. 3 bis 5 / Geschäftsbaus Lindt in Prag / Straßenansicht und Grundrisse / Vgl. Abb. 1 / Architekt: Kysela, Prag



Kunstcharakters in der Architektur, was ihn aber nicht hindert, sehr klar und künstlerisch ausgewogen zu bauen.

Damit trifft man nun schon auf ein Hauptmerkmal all dieser jungen Architekten in Prag: der Radikalismus der Theorie, der von Corbusier und dem Bauhaus entscheidend beeinflußt ist, setzt sich in der Praxis in eine sehr vernünftige Haltung um. Was nicht Corbusiers und des Bauhauses Theorien der krassen Unvernunft zeihen, wohl aber der jungen Tschechen wirklichkeitsfeste Haltung betonen will. Sie verzichten auf allen heimlichen Ornamentalismus theoretischer Kapricios, versteifen sich nicht auf Grundsätzliches, wenn die praktischen Gegebenheiten andere Möglichkeiten weisen, bauen nicht Programm, sondern aufrichtig konstruierte Großstadthäuser und handhaben die neuen Techniken als solide Grundlagen einer klaren und einfachen Form. Das Expressive à la de Klerk oder

Abb. 6 und 7 / Büro- und Geschäftsbaus „Ferra“ in Prag / Oben: Straßenansicht (das unterste Geschoß noch durch Baubuden verdeckt)
Unten: Hofansicht / Architekt: J. K. Říba, Prag

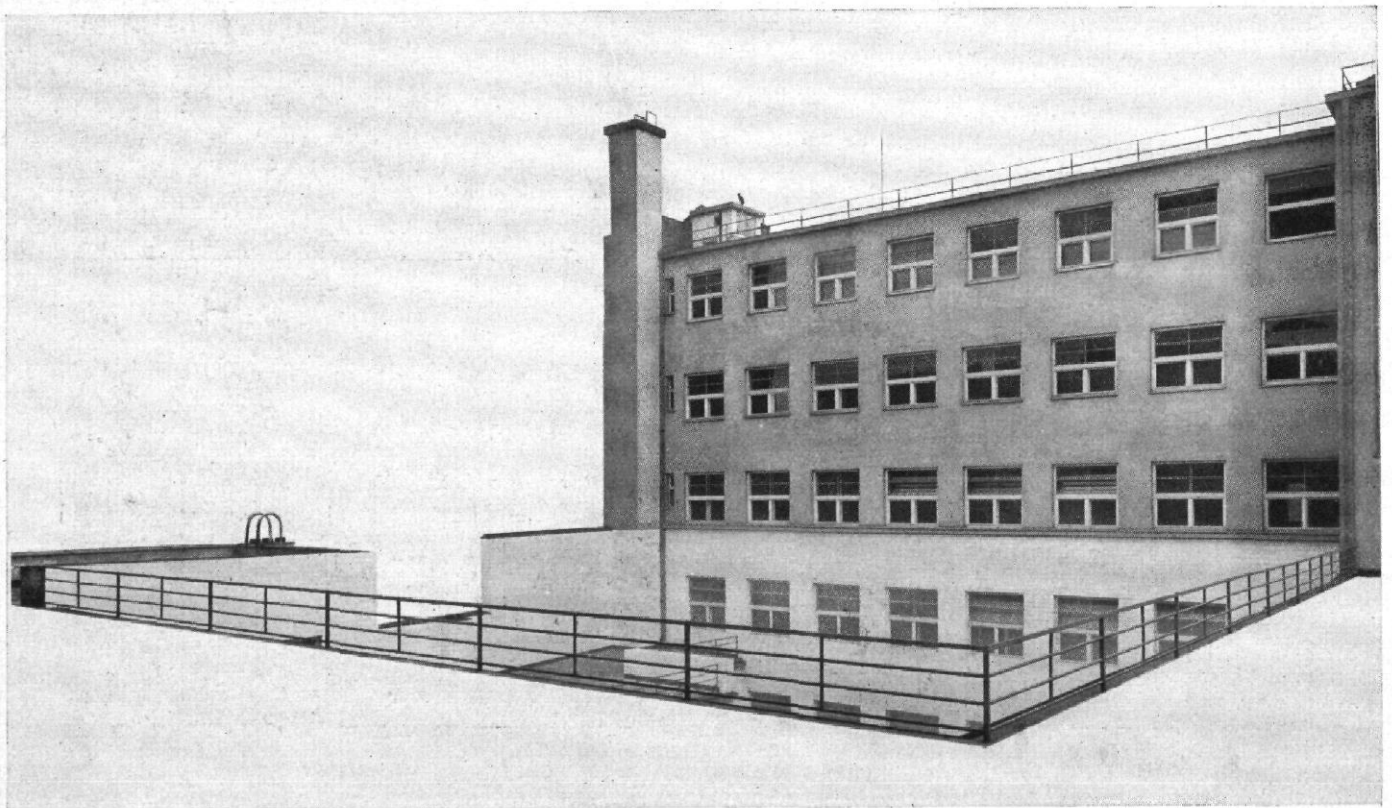




Abb. 8 / Geschäftsbaus in Prag / Straßenansicht
Architekt: Jaromír Krejcar, Prag

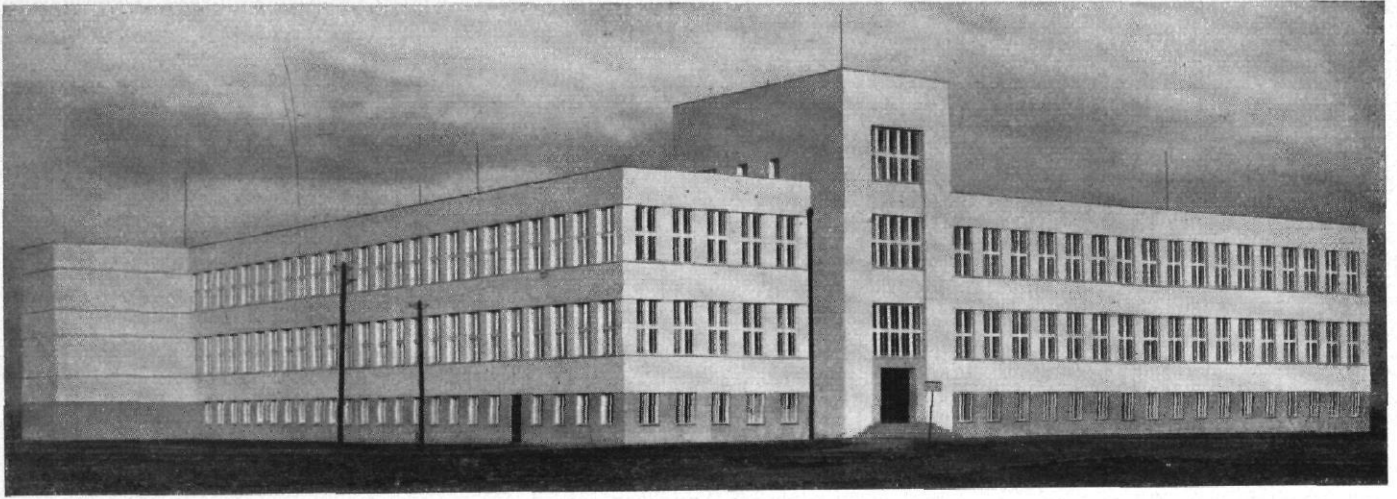


Abb. 9 / Schule in Bad Poděbrady, Tschechoslowakei / Gesamt-Ansicht
Architekt: Kerhart Vojtech, Prag (vgl. Abb. 10 und 11)

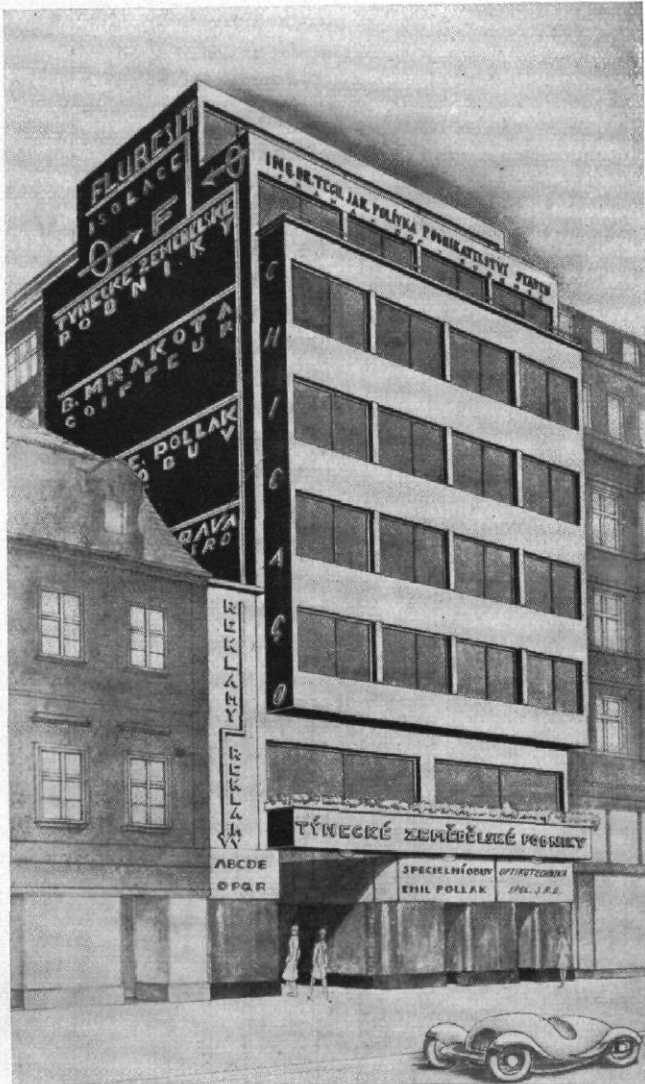


Abb. 11 / Geschäftsbaus für Prag
Entwurf von Jar. Polivka, Prag

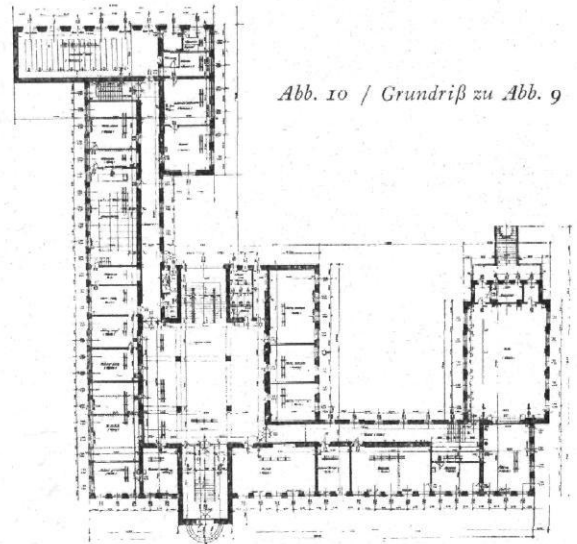
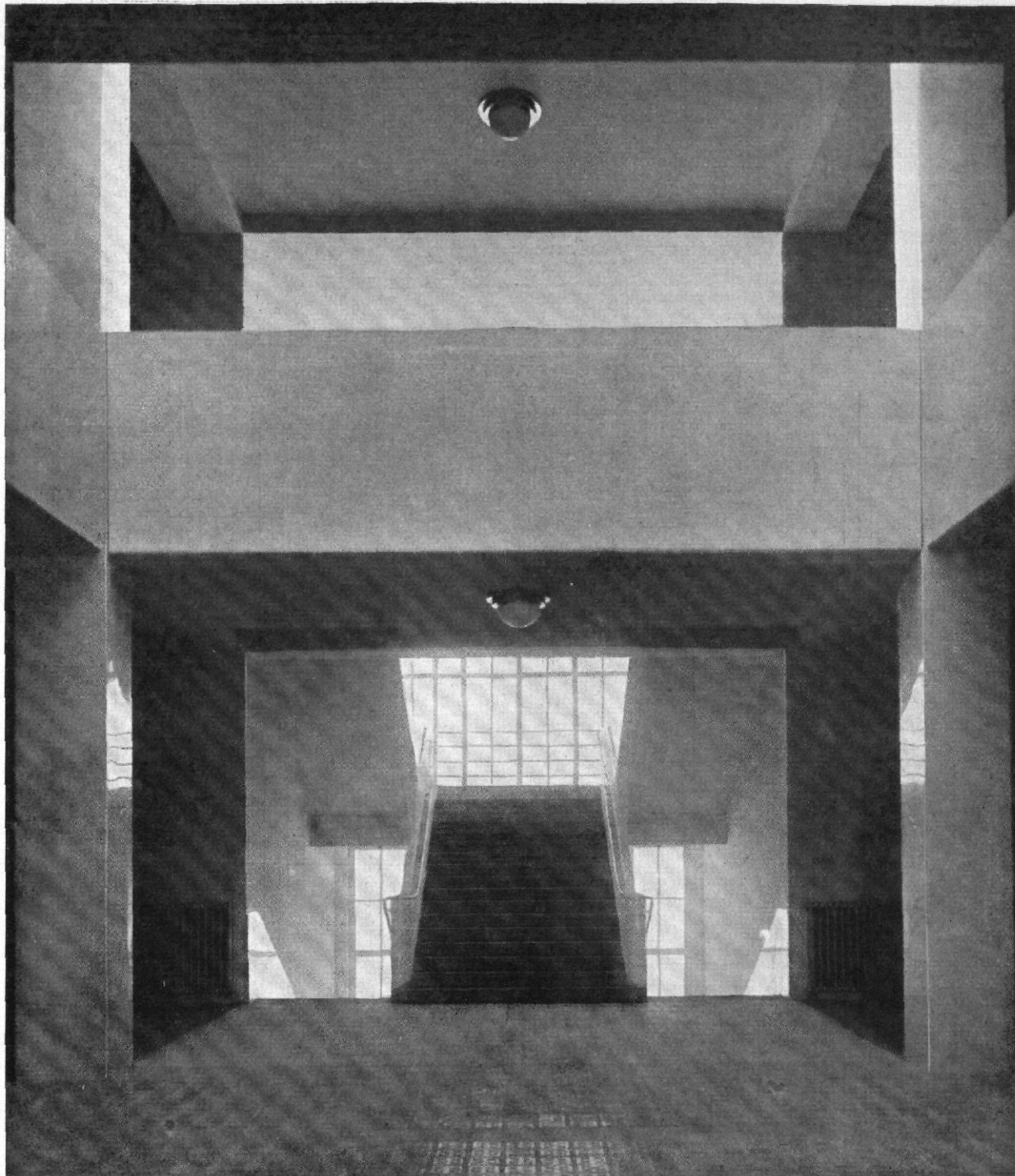


Abb. 10 / Grundriß zu Abb. 9

Mendelsohn liegt ihnen nicht. Viel eher Oud's gesunder Realismus. Ihre Natur, diese feste, zum Derben neigende Erdnatur findet ihre Ergänzung dabei gern im Zarten, unter dem das Skelett der Konstruktion manchmal fast schon zu sehr verschwindet.

Der letzte Sommer ließ in Prager Hauptstraßen einige Bauten entstehen, die den Grundzug dieser jungtschechischen Art deutlich machen. Am Wenzelsplatz steht das große Geschäftshaus von Kysela, ein Betongerüst, von Glashäuten und fast zu dünn wirkenden Mauerschalen umzogen. Der innere Verkehr: Läden, Restaurant, Café, Büros — ist aufs beste angeordnet. Die Leichtigkeit des Modernen ist bis aufs äußerste getrieben, fast bis zur Verwischung aller Andeutung der inneren Konstruktion in dem, was als Fassade heute bleibt (Abb. 3). Demgegenüber bedeutet Jaromir Krejcars Bürogebäude in der *Spálena ulice* (ehemals Brentegasse) eine Festigung. Der gleiche leichte Charakter entschlossener Moderne, das innere Gerüst aber im Äußeren doch als Funktion sichtbar gemacht. Das oberste Geschoß zurückgenommen, so das in Amerika zum Baugesetz fixierte Prinzip der Straßen- und Lichtraumerweiterung oben künstlerisch verwertend. Läden und Kino in den Untergeschossen



*Abb. 11 / Schule in Poděbrady, Tschechoslowakei / Treppenhaus
Architekt: Kerhart Vojtech, Prag / Vgl. Abb. 9 und 10*

klar gegliedert, die Grundrisse der übrigen Stockwerke auswechselbar in das Betongerüst eingeschalt (Abb. 8). — Dürfen wir Kysela und Krejcar zu denen rechnen, die die tschechische Erdfestigkeit durch unterstrichene Leichtigkeit und Eleganz auszugleichen trachten, so haben wir in Řiha den Vertreter einer klaren Entwicklung aus dieser Grundveranlagung heraus vor uns. Sein großes Bürogebäude am *Florence* zieht eine gewisse Wucht gerade aus der Betonung der Horizontalen, aber keineswegs in jenem expressiven Sinn eines Mendelsohn, sondern

in dem erdsüchtigen, der von altersher tschechische Kompositionsweise bestimmt. Dieses Lastende — in derben Gesimsbändern und schweren Fensterproportionen ausgedrückt — wird aber durch die Formung des Blocks und durch die flotte Aufteilung der Geschosse doch ins Moderne gehoben, ganz abgesehen von der klaren Bloßlegung konstruktiver Bedingungen, die auch diesem Bau den künstlerischen Schwung gibt (Abb. 6). Zu einer schönen Reinheit und Einfachheit ist die Hoffassade gediehen (Abb. 7). Hier spüren wir jenen realistisch unter-



Abb. 12 / Von einer Villa in Prag / Architekt: Jos. Sočar, Prag

bauten anmutigen Zug, den wir als das Typische moderner tschechischer Architektur ansprechen möchten. — Das Geschäfts- und Bürohaus von Polivka (an der *Národní třída*, Nationalstraße) huldigt auch sehr modernen Grundsätzen, erreicht aber in den Verhältnissen der Blockfront nicht jene Leichtigkeit und jenen Rhythmus, die uns jene entschiedene Moderne legitimieren müssen. Das Vorkragen des ersten Obergeschosses bedeutet Raumgewinn im Innern, ein Aufnehmen uralter Bauweise, die hier am breiten Straßenzug gangbar erscheint und überdies — bei genügender Tiefe — dem Fußgänger

Schutz vor Regen und Sonne gewähren kann (Abb. 11). — Wir fügen noch die Abbildungen eines Neubaues deutscher Architekten in Prag bei: *Mühlestein* und *Fürst*. Ein Bürogebäude in Prag-Weinberge, das in seiner sicheren Linienführung und dem schön durchgearbeiteten Grundriß den vorbildlichen Bauten des neuen Prags zugezählt werden muß (Abb. 2). Immer wieder ist an dieser Stelle zu betonen, daß gerade in der jungen Architektenschaft Prags die nationalen Gegensätze am ehesten überbrückt scheinen, daß in der jungen Architektur Prags ein ins Europäische hinaufstoßender Zug spürbar wird. Dr. Oskar Schürer, Prag.



Abb. 3 / Neues Badehaus in Karlsbad / Hauptansicht / Architekt: Rudolf Wels, Karlsbad
(Vgl. Abb. 1 und 2 auf S. 285)

Das neue Badehaus in Karlsbad ist 1926/27 nach den Plänen von Rudolf Wels, Karlsbad, errichtet worden, der in einem 1925 ausgeschriebenen Wettbewerb, für den 44 Arbeiten einliefen, den ersten Preis erhielt.

Der streng symmetrisch entwickelte Bau dient der Anwendung

neuartiger Kohlensäuregas-Bäder, das Dach ist für Sonnenbäder bestimmt. Die das Dach bekrönende Pergola erscheint in ihren Verhältnissen nicht ganz so glücklich gelöst wie die ruhige Fassade selbst, zu deren glatt und einfach behandelten Flächen der säulenträger Vorbau in einem angenehmen Gegensatz steht. L.A.

SOLL BERLIN WOLKENKRATZER BAUEN?

Vorbemerkung: Nachdem Peter Behrens vor zwei Jahren in einem Berliner Vortrage seine rückhaltlose Bewunderung für das Chaos der New Yorker Geschäftsstadt ausgesprochen hat, darf man nicht darüber erstaunt sein, daß die phantastischen Wolkenkratzerbilder des geistvollen amerikanischen Zeichners Hugh Ferriss¹⁾ bei uns Nachahmer finden und daß die Romantiker des Hochhäuserwaldes den sachlichen Widerstand gegen den Hochhausbau für veraltet und rückständig halten. Es muß daher von Zeit zu Zeit auf diese Fragen wieder eingegangen werden. Es sollen deshalb hier ungekürzt drei Interviews zum Abdruck gebracht werden, die am 27. April von dem wegen seiner zuverlässigen Interviews bekannten „12 Uhr Blatt“ (Neue Berliner Zeitung) veröffentlicht wurden. Diese Interviews erscheinen hier in derselben Reihenfolge wie die Tageszeitung sie brachte²⁾.

Das folgende ist wörtlicher Abdruck aus dem „12 Uhr Blatt“:

¹⁾ Vgl. Hegemann „Amerikanische Architektur und Stadtbaukunst“ (Berlin 1927), S. 49—52.

²⁾ Ich möchte dazu bemerken, daß ich selbst es war, der der intelligenten Reporterin des 12 Uhr-Blattes riet, auch die Ansichten von zwei so extrem gestellten Fachleuten, wie dem sozialistisch eingestellten Stadtbaurat Wagner und dem Gelände-Interessenten Heinrich

Immer wieder tauchen neue Hochhausprojekte in Berlin auf. Braucht die Reichshauptstadt überhaupt solche Bauten? In nachfolgender Rundfrage soll versucht werden, auf diese Frage Antwort zu geben:

STADTBURAT DR. MARTIN WAGNER: VORLÄUFIG UNMÖGLICH!

Berlin ist nicht wie New York auf einer Insel eingezwängt. Es besteht daher keine direkte Veranlassung, anstatt in die Breite in die Höhe zu bauen. Die Möglichkeiten zur Zentralisation sind gegeben und sind z. B. von den Ladenbesitzern im weitesten Maße ausgewertet worden, wie das Aufblühen des Geschäftslebens am Kurfürstendamm, Hermannplatz und Rosenthaler Tor beweist. Für gewisse Gewerbebezüge und für Behörden ist eine Konzentration des Betriebes notwendig, und manchmal sogar

Mendelsohn, dem Erbauer des Hochhaus-Torsos am Anhalter Bahnhof, einzuholen. Während Stadtbaurat Wagner's unpraktische Art in der Öffentlichkeit die Vorstellung erweckt, als beständen zwischen ihm und mir nur Widersprüche (vgl. oben S. 273), lege ich Wert darauf, zu zeigen, daß in manchen grundsätzlichen Fragen Übereinstimmung zwischen uns besteht. W. H.

eine zentrale Lage erforderlich. Das wäre jedoch an und für sich kein Grund, Hochbauten zu errichten, da selbst in der Mitte der Stadt noch genügend Platz vorhanden ist. Aber mit dieser theoretisch verfügbaren Fläche hat es eine besondere Bewandnis: das ganze Terrain ist in kleinsten Stücken in Privathänden, an der Weigerung eines einzigen dieser Kleingrundbesitzer oder an einer unerfüllbaren Preisforderung, wie sie gewöhnlich auftauchen, wenn von einem Ankauf die Durchführung des ganzen Planes abhängig ist, kann das großzügigste Projekt scheitern. Zwangsweise Enteignung für private Bauzwecke ist bei der herrschenden Gesetzgebung nicht möglich. Die Lage ist also heute so, daß, trotzdem in der City über ein Quadratkilometer Bauboden vorhanden ist, keine wirkliche Möglichkeit zur Befriedigung des wachsenden Platzbedarfes besteht. Aber es muß Aufgabe der Behörden sein, planlosen Hochbauten, deren Errichtung zu einer Wiederholung der New Yorker Zustände führen könnte, zu steuern. Allerdings ist die Gefahr einer derartigen Entwicklung noch nicht groß. Die Herstellungskosten eines Wolkenkratzers steigen vom sechsten oder siebenten Stockwerk bei uns derart, daß das Hochbauen sich bei unseren Bodenpreisen noch nicht recht lohnt. Dazu kommt noch, daß nach den Erfahrungen z. B. jeden Warenhauses das Publikum die parterre gelegenen Räume allen anderen wesentlich vorzieht und nur verhältnismäßig ungern die oberen Stockwerke besucht. Es müßte also für Deutschland mit einer starken Minderbewertung der oberen Etagen gerechnet werden.

Durch ein Hochhaus wird die Öffentlichkeit stärker belastet. Die Anforderungen an die Straßenreinigung, die Verkehrsmittel steigen, was durch besondere Steuern hereingebracht werden müßte. Wenn man die Verteuerung des Betriebes berücksichtigt, die dadurch entsteht, daß man z. B. eigene Wasserpumpvorrichtungen und ausgedehnte eigene Heizanlagen schaffen müßte, wird man den Wolkenkratzerbau wohl für unsere Verhältnisse verwerfen müssen.

Die Berliner Verwaltungsbehörden brauchen Platz. Das Rathaus ist im Jahre 1860 erbaut worden, als die Stadt fünfhunderttausend Einwohner zählte. Heute müßte es für die Viermillionenstadt einen sechszwanzigmal so großen Bau haben. Viele amtliche Büros sind mietweise in Privathäusern untergebracht. Natürlich würde der ganze Verwaltungsapparat leichter funktionieren, wenn die gesamte Verwaltung an einer Stelle — einem zentralgelegenen Hochhaus — untergebracht wäre. Aber vorläufig kann man an solche Änderungen nicht denken, erst müssen Wohnungen und Schulen gebaut werden.

Um eine großzügige Bebauung nach einem einheitlichen Stadtplan zu ermöglichen, müßte eine öffentliche, gemeinnützige Gesellschaft gegründet werden, mit besonderen Rechten, der es durch zu schaffende Bestimmungen möglich ist, ihre Projekte nicht an dem Widerstand eines einzelnen Grundbesitzers scheitern zu lassen, und der es natürlich auch vorbehalten sein müßte, an besonders ausgewählten Stellen zur Steigerung des gesamten Stadtbildes einige wenige Hochhäuser zu errichten.

DR. WERNER HEGEMANN:
NUR ALS AUSNAHME!

„Die Häuserhöhe soll nicht über das Maß der Straßenbreite hinausgehen“ ist eine der wichtigsten Lehren, die die deutschen Städte aus den tollen Hochhausexperimenten auf der Manhattan-Insel ziehen könnten. Man hat vorgeschlagen, die Erlaubnis zu

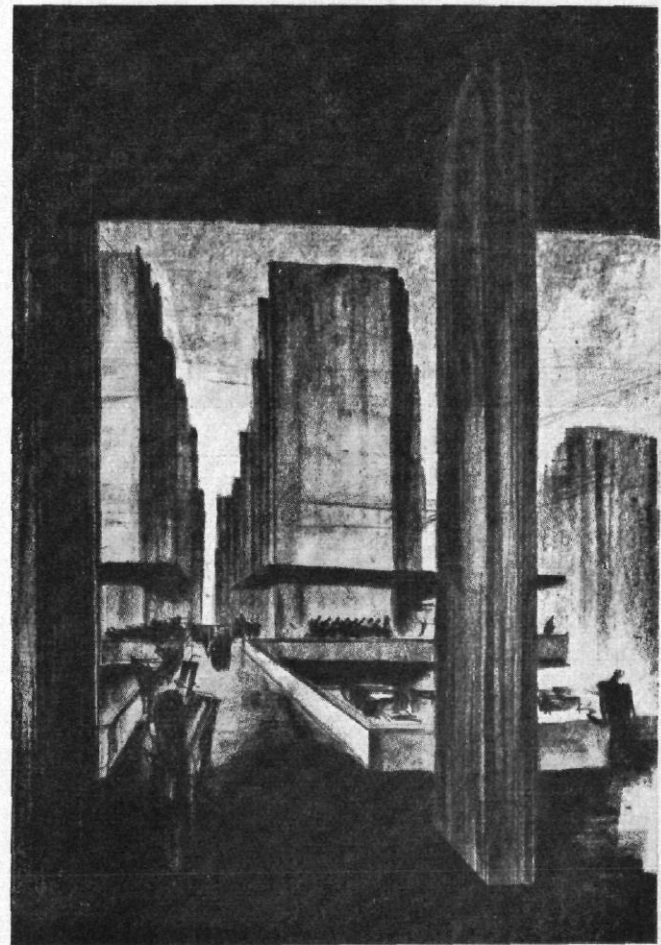
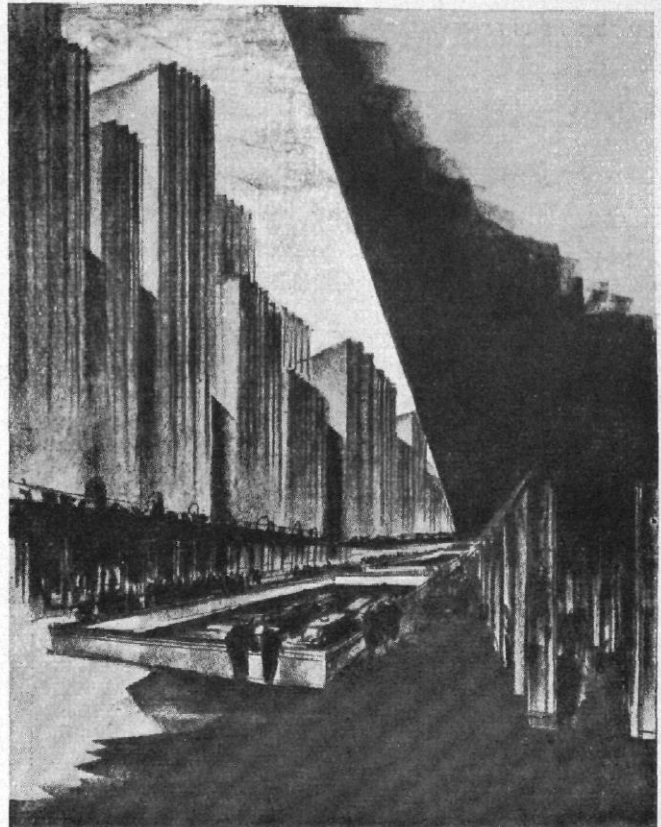


Abb. 1 und 2 / „Hochhäuser der Zukunft“ im Berliner Westen
Zeichnungen von Architekt Hans Leufgen, Berlin

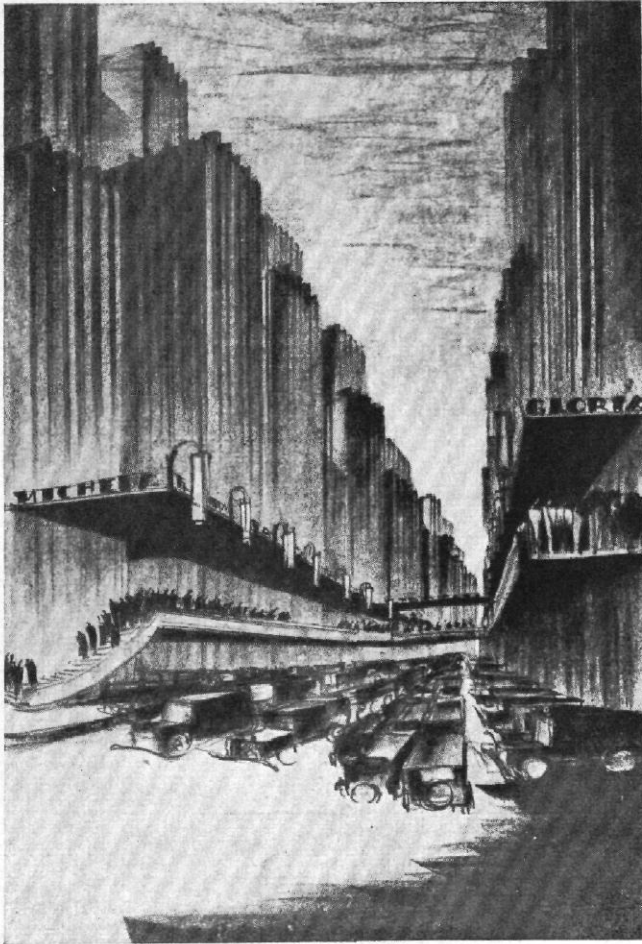


Abb. 3 / „Hochhäuser der Zukunft im Berliner Westen“
Zeichnung von Architekt Hans Leußgen, Berlin

Hochbauten durch Abgabe von Terrain zur Verbreiterung der Straße bezahlen zu lassen und so der durch Hochhäuser geschaffenen Verkehrsnot zu steuern. Um diesen folgerichtigen Gedanken wirksam zu machen, müßte aber der Erbauer eines zehngeschossigen Hauses soviel Terrain abtreten, daß er in dem ihm verbleibenden Rest die Geschößzahl nicht von fünf auf zehn, sondern auf fünfzehn steigern müßte, um aus der Erlaubnis höher als fünfgeschossig zu bauen, irgendeinen Gewinn an vermietbaren Flächen zu ziehen.

Ein Wolkenkratzer wirkt wie eine Saugpumpe, die das ganze Leben und den Verkehr an sich reißt. Das Land dahinter ist, wie die Erfahrungen in Amerika gezeigt haben, auf Jahre hinaus entwertet und wie abgeschnitten.

Der Erbauer eines Büroturms hat Licht, Luft und Reklame — auf Kosten soundsovieler anderer, deren Gebäude entwertet sind. Die große Masse müßte sich heute beglückwünschen, daß die neuzeitlichen dezentralisierenden Einrichtungen, wie Telefon, Fernschrift, Schnellbahnen, das Zusammendrängen in überfüllter, unbequemer und ungesunder Enge überflüssig gemacht haben.

Die wiederholten ruckweisen Verschiebungen der besten Laden-gegenen in New York haben bewiesen, wie selbst bei insularer Lage dennoch Ausdehnung und Dezentralisation möglich sind und sich trotz ungeheurer Widerstände durchsetzen. Die Konzentration auf einen Platz ist für manche Gewerbe nur die Folge einer Massenpsychose.

Der Wunsch nach Hochbauten entsteht, wo sich der Verkehr

konzentriert. Aber gerade da sollte man sie nicht errichten, um nicht diese Punkte noch mehr zu überlasten.

Das Hochhaus ist voller künstlerischer Wirkung fähig, aber es darf nur als große Ausnahme, etwa als nur einmal erscheinende Betonung im Gesamtbild der Stadt als Rathaus oder einziges zentrales Geschäftshaus an einigen besonders ausgewählten Plätzen zugelassen werden, die außerhalb des direkten starken Verkehrs liegen. Auch muß man dafür Sorge tragen, daß die hieraus erwachsenden Gewinne nicht irgendwelchen Privatleuten, sondern der Allgemeinheit zugute kommen.

Auf keinen Fall dürfen historische Werte, wie unsere Monumentalstraße Unter den Linden, durch solche Hoch- und Erweiterungsbauten leiden. Unbedingt muß es vermieden werden, noch bestehenden Grünflächen im Inneren der Stadt durch derartige Bauten Abbruch zu tun und sie wie im Falle Europahaus zum Hinterhof eines Wolkenkratzers zu machen.

HEINRICH MENDELSSOHN:

HOCHHÄUSER FÜR BESTIMMTE ZWECKE!

Will man zu einer klaren Beurteilung über die Zweckmäßigkeit von Hochhausbauten kommen, muß man sich zunächst bewußt werden, daß die Großstadt im Gegensatz zur Kleinstadt etwas Veränderliches ist.

„Eine Stadt an sich ist der gestaltete Ausdruck des Lebens, das in ihr entstanden ist. Wir sehen, wie stark sich das geschäftliche Leben in der Großstadt wandelt, wir sehen aber nicht den entsprechenden Wandel der Stadt und ihrer Häuser, somit besteht heute vor allem in Berlin eine tiefe Kluft zwischen der Stadt als optische Erscheinung und dem Leben, was sich in ihr abspielt. Berlin in seiner baulichen Gestaltung entspricht etwa der Zeit von 1800 bis 1900, die Lebensbedingungen und Notwendigkeiten haben sich zwar seitdem grundlegend geändert, sind aber in der äußeren Gestaltung der Stadt so gut wie nicht zum Ausdruck gekommen.“

Das hat seinen Grund hauptsächlich darin, daß die Häuser durch große investierte Kapitalien wirtschaftlich fest verankert sind, sie sind Immobilien im wahrsten Sinne des Wortes. Im Gegensatz dazu sind die Häuser in Amerika, auch die Hochhäuser, keineswegs Immobilien in diesem Sinne, es ist bekannt, daß ein Haus in sechzehn, längstens zwanzig Jahren durch die Einnahmen amortisiert ist, und dann in den weitaus meisten Fällen abgebrochen wird, um einem neuen, moderneren Hochhause Platz zu machen.

In dieser Weise, wie in Amerika der fortwährende Wandel und die fortschreitende geschäftliche Entwicklung, die Städte und ihre Häuser einer progressiven Erneuerung unterliegen, läßt sich ein gleichartiger Wandel in deutschen Großstädten — namentlich in Berlin — nicht durchführen. Die Gründe dafür sind der derzeitige teure Realkredit.

Es ist aber nicht einzusehen, warum bei der Erschließung neuer Bauplätze innerhalb der City in Berlin der Wandel des geschäftlichen Lebens in modernen, zweckmäßigen Bauwerken nicht seinen Ausdruck finden soll.

Die rein technisch glatte Funktion in einem Hochhause, im Gegensatz zum weit ausgedehnten Flachbau war auch die Ursache, daß es in Amerika die Hotels waren, die mit dem Bauen von Hochhäusern den Anfang machten. Denn mit der zunehmenden Größe der Hotels wurde die Betriebsform des Flachbaues wegen der Verkehrsschwierigkeiten im Hause unmöglich. Dies wird sofort klar, wenn man sich das interessante Stevenshotel in Chicago mit dreitausend Zimmern und Versammlungsräumen für achtausend Personen in einem fünfstöckigen Gebäude untergebracht denkt. Dann wären die horizontalen Gänge in jedem Stockwerk dieses Gebäudes etwa 2400 Meter lang, der Weg von einem Ende

bis zum anderen würde also eine halbe Stunde in Anspruch nehmen. Wohingegen bei dem Hochhause der vertikale Weg vom Erdgeschoß bis zum sechzigsten Stockwerk maschinell in zwei Minuten und der horizontale Weg in jedem Stockwerk von einem bis zum anderen Ende des Hauses ebenfalls in zwei Minuten zu bewältigen ist.

Daß die Wohnform eines Hochhausthotels auch von den Gästen als Annehmlichkeit empfunden wird, ist daran erkennbar, daß ein sehr großer Teil der verfügbaren Räume von ständigen Gästen besetzt ist.

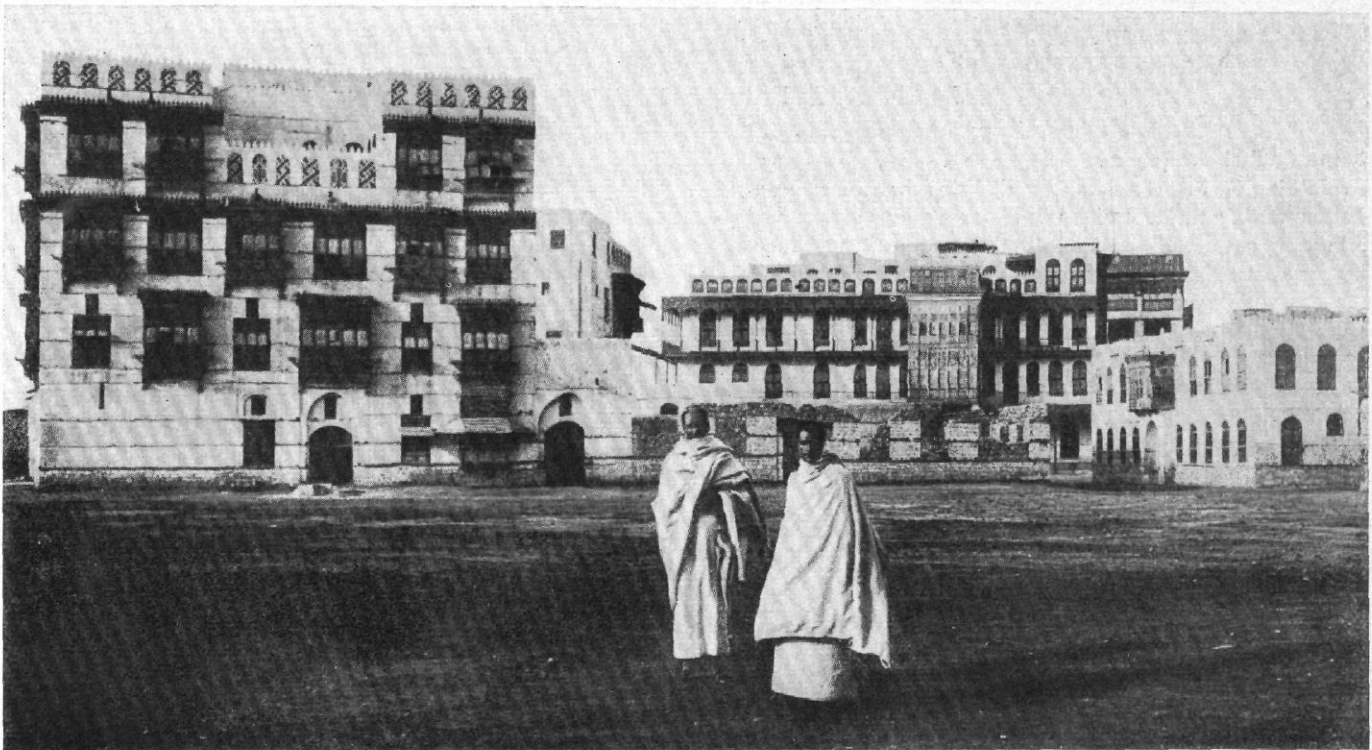
Man muß für ganz bestimmte Zwecke aus Gründen der Rationalisierung des Geschäftsbetriebes Hochhäuser für Berlin als geeignet ansehen und braucht deshalb nicht gleich befürchten,

daß sich bei uns das Chaos von New York entwickeln wird. Erstens ist das Geld dazu nicht da, um derartige Hochhäuser in Serien zu bauen, zweitens ist der entsprechende Bedarf nicht vorhanden.

Natürlich dürfen die Hochhäuser nicht in verhältnismäßig schmalen Straßen den Nachbargebäuden Licht und Luft entziehen, sondern dem Bau in die Vertikale soll und muß ein Ausgleich durch Verringerung der Horizontalfläche entgegenstehen.

Zu einem Zeitpunkt, zu welchem die Industrie die Nutzung neuer Erkenntnisse als selbstverständlich anwendet, um im Wettbewerb mithalten, kann man an der wichtigen Erkenntnis, daß für gewisse Zwecke der Weltstadt die Senkrechte, also das Hochhaus, ein Lebensbedürfnis ist, nicht vorbeigehen.

LÖSUNG DER AUF SEITE 209 GESTELLTEN SCHERZFRAGE



Häuser in Djedda im Hedschas, nach einer Aufnahme aus dem Jahre 1907 im Arabischen Museum von Kairo

Auf die Frage, wann und wo das auf Seite 209 abgebildete Haus errichtet sein mag, sind uns zahlreiche Zuschriften zugegangen, von denen einige hier wiedergegeben seien:

Der Direktor der Hamburger Kunsthalle, Professor Dr. Gustav Pauli, vermutet, der Bau sei „in den spanischen Kolonien, im Anfang des XVI. Jahrhunderts“ entstanden und dann später im Erdgeschoß umgebaut worden.

Architekt Johannes Sommer, Essen, vermutet, „daß das Gebäude zu Anfang dieses Jahrhunderts in Konstantinopel“ errichtet wurde, und Regierungsbaumeister A. Meyer-Gasters, Ludwigshafen a. Rh. meint: „Neben der Frage nach Alter und Standort des abgebildeten Bauwerks scheint mir sehr wichtig die Feststellung, für welche Zwecke ein Gebäude errichtet wurde, welches so stark an moderne Fabriken, Schul- und Warenhäuser

erinnert. Ich habe keine Vorstellung, warum der Baumeister seinem Hause die großen Wandöffnungen gegeben hat, es sei denn, daß er die geschaffene Öffnung später mit Holzgittern so weit wieder verschloß, daß in den Innenraum nur wenig Licht hereinfallen konnte. Bei dieser Annahme kann man Schul- oder auch Beträume hinter dem eigenartigen Äußeren vermuten. Wenn nicht die Antwort auf die Frage nach der Zweckbestimmung des Baues erweist, daß gleiche Forderungen zu allen Zeiten ähnliche Formen ergeben, kann man in die irreführende Versuchung kommen, die Wurzeln des modernen Bauschaffens in diesem Bauwerk zu suchen. Ich glaube, daß die Abbildung ein spanisches Gebäude zeigt, welches beeinflußt durch maurische Bautradition im Anfang des 17. Jahrhunderts entstanden ist. Das dritte Stockwerk scheint nachträglich aufgebaut zu sein.“

Der Stadtbaurat von Freiberg i. Sa., Dr. Georg Salzmann, dichtet:

Es handelt hier sich zweifelsohne
Um neuesten Kitsch aus Barcelona?
Dann hab' ich mir's bei Licht beschn:
Kann dieser Bau in Stambul stehen?
(Wo einst die Haremsdame trauert',
Sieht man die Türe zugemauert.)
„Nein!“ — meine Frau hat's gleich erfaßt:
„Das ist der Völkerbundspalast!!!“

Daß die Einsender, die in muhammedanischer Richtung rieten, auf richtiger Fährte waren, zeigt das hier mitgeteilte Schwesterbild, das ähnliche Bauten darstellt. Das auf Seite 209 gezeigte Haus steht in Medina. Ich fand beide Bilder neulich im Arabischen Museum von Cairo. Beide Aufnahmen, ebenso wie ähnliche Bilder aus Mekka, wurden im Jahre 1907 gemacht und zwar auf der Forschungsreise ins Hedschas, deren heute verstorbener Leiter Ali Bey Bahgat im Vordergrund des hier wiedergegebenen Bildes aus Djedda steht. Auf meine Anfrage nach dem etwaigen Alter der abgebildeten Bauten konnte mir die Muscumsleitung keine Auskunft geben, hielt es aber für wahrscheinlich, daß die

Häuser über hundert Jahre alt seien. Was mich namentlich an dem auf S. 209 gezeigten Bilde reizte, ist die Verwandtschaft der dreigeschossigen dünnen Stützen mit dem gotisierenden Warenhausstil, den in Berlin hauptsächlich Messel einfuhrte, vielleicht unter Anlehnung an die Schinkelsche Bauakademie (beim alten Schloß), die mir ein interessantes, aber kein schönes Gebäude zu sein scheint.

Bei dieser Gelegenheit sei auf die neue Auflage (1928) des Baedekerschen Reisehandbuches für Ägypten hingewiesen. Das Buch enthält einen sehr wichtigen Aufsatz „Der Islam“ von dem hervorragenden Gelehrten Kultusminister C. H. Becker, der vieles in neues Licht rückt. Dieser Aufsatz zeigt, wie der Islam ebenso wie das europäische Mittelalter vor allem zu verstehen ist als „Erbe der späthellenisch-christlichen Kultur“, die sich uns als eine Mischung von Griechentum und Asiatentum darstellt . . . so wird uns auch die tiefe, innere Verwandtschaft in der Gedankenwelt des mittelalterlichen Christentums und des Islam nicht mehr verwundern. Hier sei auch das populär gehaltene kleine Buch von Max Meyerhof erwähnt: „Le Monde Islamique“ (Verlag von F. Rieder & Co., Paris, o. J.), unter dessen zahlreichen Abbildungen sich auch die oben erwähnten Bilder aus Mekka finden.

W. H.

WAS KOSTEN BODENBEWEGUNGEN ?

In „Städtebau“ (Heft 4 S. 87) wurde ein „Überschlag der Erdarbeiten für Stadtbaurat Wagner's Welt-Ausstellungs-Projekt“ Berlin, veröffentlicht. Dabei wurde für Erdbewegung mit Aufschüttung auf der Baustelle ein Preis von 3 Mark, und für Erdbewegung mit Abfuhr außerhalb der Baustelle ein Preis von 5 Mark für das Kubikmeter in Ansatz gebracht. Der sich ergebende Durchschnittspreis war 3,66 Mark. Ist dieser Preis zu niedrig gegriffen? Der Deutsche Baukalender 1928 (S. 101) berechnet für 1 cbm leichtesten Bodens einschließlich Auf- und Abladen bei einer Entfernung von 4–500 m (aber ohne Steigung oder Fall) 3,20 bis 4,60 Mark. Meine eigenen (ziemlich umfassenden) praktischen Erfahrungen auf diesem Gebiet stammen aus Amerika aus der Zeit vor dem Anschwellen der Preise infolge des Krieges. Ich habe dort, selbst wenn großzügig mit Dampfschaufeln und Lastautos gearbeitet und der Abhub innerhalb der

Siedlung verwertet werden konnte, selten weniger als 1,10 Dollar für das Kubik-Yard gezahlt (also etwa 6,05 Mark für das cbm). Nur bei flachen Ufer-Geländen, wo Wasser so reichlich zur Verfügung stand, daß der Sand in flüssigem Zustand gepumpt werden konnte, waren die Preise niedriger. Stadtbaurat Wagner hat jetzt die von mir veröffentlichte Schätzung eines Durchschnitts-Preises von 3,66 Mark pro cbm als viel zu hoch bezeichnet und hat erklärt, für die nötigen Planierungs-Arbeiten, die bei seinem großen Ausstellungsobjekt in Frage kämen, hätte ihm „ein Gewährsmann den Preis mit etwa 65 Pfg. pro cbm angegeben.“

Zur Klärung der umstrittenen Frage richte ich an Kollegen, die neue praktische Erfahrung auf diesem Gebiete haben, die Bitte, die von ihnen gezahlten Preise mitzuteilen. Wurde das in Seattle geübte hydraulische Wegspritzen von Sandhügeln in Deutschland erprobt ?

W. H.

BÜCHERSCHAU

Albrecht Dürers sämtliche Holzschnitte. Herausgegeben von Willi Kurth. Mit einem Geleitwort von Campbell Dodgson. Holbein-Verlag, München 1927. Format 49×34 cm. 47 Seiten und 346 Holzschnitt-Wiedergaben (größtenteils in Originalgröße). Preis in Ganzleinenmappe Mk. 150,—

Diese Wiedergabe fast sämtlicher Dürerscher Holzschnitte — nur die nicht immer mit Sicherheit Dürer zugeschriebenen Buchillustrationen der Frühzeit in Auswahl — ist um so mehr zu begrüßen, als die sonst landläufigen Verkleinerungen — um an ein Wort Wölfflins zu erinnern — „nur als Anweisungen auf das Original, nicht als Ersatz gelten“ können.

Die Betrachtung der Blätter selbst bietet hohen künstlerischen Genuß. Campbell Dodgson, der englische Dürerforscher und Direktor des *British Museums*, bezeichnet das Werk als eines, das „an Güte und Umfang alle bisher erschienenen Werke dieser Art bei weitem übertrifft.“

Zur Vorlage dieses Werkes haben beste Frühdrucke der Berliner Sammlung gedient; der Text erörtert hauptsächlich vielfach umstrittene Fragen der Zuschreibung und Datierung.

Neben dem rein künstlerischen Genuß vermittelt dieses Holzschnittwerk Dürers einen klaren Eindruck von der Verschmelzung, die Dürer zwischen der heimatischen Gotik und der aus Italien eindringenden Renaissance zu schaffen vermochte. Besonders aufschlußreich sind nicht zuletzt die verwandten Architektur motive, die selbst nach Dürers erster venetianischen Reise noch stark gotisch empfunden sind, wie z. B. das „Neue Jerusalem“ in der Apokalypse von 1498 (Kurth 120), während die Engel dieses Blattes schon von Mantegna beeinflusst sind. Gotische und „antigotische“ Elemente werden in häufig ganz phantastischer Art verschmolzen in dem „Maricnleben“ von 1511.

Architrave und Archivolten in rein dekorativer Art zeigt die Darstellung Christi aus dieser Folge, während die Säulen-Kapitelle noch gotisches Laubwerk besitzen (Kurth 186); ein merkwürdig spätgotisches Rankengeschlinge unter einem klaren Tonnengewölbe zeigt die Beschneidung (Kurth 184), während der Tempelgang (179) fast schon reine Renaissanceformen in tiefer Perspektive zeigt.

L. A.

Als Herausgeber verantwortlich: Architekt Werner Hegemann — Verlag von Ernst Wasmuth A.-G., Berlin W. 8, Markgrafenstraße 31
© Presse: Dr. Selle-Eysler A.-G., Berlin SW 29, Zossener Straße 55